

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

81.

Donnerstag, am 24. Juli 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

B o m b i.

Historische Novelle von Ludwig Köhler.

Von einer Terrasse, die von Blumen und Palmen üppig umbuscht und beschattet war und als Vorplatz eines ziemlich geräumigen, mit Bambusrohr gedeckten Hauses diente, konnte man eine weite Landstrecke bis an die Kette der Küstfelsen überblicken, so daß sich das Auge in einer unermesslichen blauen Ferne verlor. Die nächste Umgebung war mit einzelnen durch Bäche und Hecken umhegten Gehöften besät, die, zum Theil aus dunklem Grün idyllisch lauschend, zahllosen Villa's glichen; in einem großen Umkreis zog sich um diese Villa's eine hohe Mauer, aus ungeheueren dicken Holzpfählen bestehend, die in den nahen Wäldern gefällt worden waren. Dieser auf solche Weise eingeschlossene Raum mit seinen Gehöften trug den Namen einer Hauptstadt und wurde von glücklichen, freien Menschen bewohnt,

die das Slavenjoch abgeworfen und durch Kühnheit und Ausdauer ihren Namen gefürchtet gemacht hatten. Es war Palmaräs, der Hauptwohnsitz einer freien Negerkolonie, die sich nach ihrer Stadt Palmarästianer nannten, in der Provinz Pernambuco im Lande Brasilien gelegen.

Das Haus, dessen wir oben erwähnten, zeichnete sich in nichts von den übrigen sichtbaren Wohnungen aus, als durch eine blutrothe Fahne, die von seinem Dache wehte, und durch eine gewisse geschmackvolle Eleganz, die sich selbst in den unbedeutendsten Kleinigkeiten äußerte und von einer sorglichen weiblichen Hand herzurühren schien. Ueber den niedern Eingang war ein Stück blau und roth gestreifter Leinwand zeltartig aufgespannt und darunter durch eingerammelte Pfähle und darüber gelegte Steinplatten zwei Bänke und ein Tisch gebildet, welche sorglich mit grünen Zweigen, wie mit einem Teppich, belegt waren. Es war die Wohnung des Oberhauptes des kleinen Negerstaates, und unter den fünf Personen, die um den Steintisch theils saßen, theils standen, brauchte man nicht lange zu suchen, um den



Häuptling, der von den Freunden eben so sehr geliebt und verehrt, als von den Feinden gehaßt und gefürchtet ward, herauszufinden. Zombi war eine hohe, markige Gestalt. Das krause, schwarze Wollenhaar war schon stark mit Grau gemischt, aber aus den funkelnden Augen bligte noch jugendlicher Muth und Entschlossenheit. Obwohl seine Gesichtsbildung von der Eigenthümlichkeit seiner Race nicht abwich, so las man in seinen Zügen doch nichts weniger, als jenen thierischen Stumpfsinn, der die schwarzen Menschen im Zustande ihrer Knechtschaft zu charakteristren pflegt. Ein blendend weißes Hemd ließ die breite knöchige Brust und die muskulösen Arme sehen, und Beinkleider von buntgestreiftem Baumwollenzug wurden durch einen Gürtel festgehalten, in dem ein dolchartiges Messer steckte, den starkgekrümmten Damascenersäbel hatte er an die Hüripfoste gelehnt, wo auch ein langes, blankgeputztes Feuegewehr lehnte.

Zombi war in einer Erzählung begriffen, die er seinen andächtig lauschenden Zuhörern mit einer bald begeistert erhobenen, bald wehmüthigweichen Stimme vortrug. „Welcher böse Geist gab es den weißen Menschen ein,“ sprach er, „sich Wasserhäuser zu bauen und über das Meer zu schiffen, um Tod und Elend zu den glücklichen farbigen Menschen zu tragen? Wer gab ihnen das Recht, ein Land zu nehmen, das der große Geist nicht für sie geschaffen, dessen heiße Sonne ihre Haut verbrannte? Wer gab ihnen das Recht, Menschen in Ketten zu schlagen, die besser waren als sie, und sie zu verkaufen, gleich Lastthieren? Ich frage Dich, Bruder Christoval, der Du von ihrem Blute bist, obgleich nicht von ihrem Geiste, gebot ihnen das der Glaube, den Du einen heiligen nanntest?“

Der Mann, zu dem die letzten Worte gesprochen wurden, war eine gebeugte Greisengestalt, in einen faltigen, dunkelfarbigen Talar gehüllt, über deren kahlen Scheitel schon einige siebenzig Jahre dahingerollt sein mochten; die bräunliche Haut war pergamentartig zusammengeschrumpft, die gebogene Nase näherte sich dem vorspringenden Kinne, das der Eigenthümer auf den Bambusstock gestützt hielt, der sonst der Führer des Greises war. „Du thust eine Frage, Zombi,“ ant-

wortete der Angeredete, „die ich Dir in den Jahren meiner wahnbesangenen Jugend mit einem Fluche beantwortet haben würde. Ein Menschenalter hat mich jedoch gelehrt, daß der Gott, den wir anbeten müssen, ein Gott der Liebe und des einträchtigen Friedens ist, kein Eroberer, der die Steine seiner Tempel mit Blut zusammenkittet; und so sag' ich Dir denn, daß es nicht der Glaube war, der meine weißen Brüder zu den Gräueln trieb, die Du schilderst, sondern die Habsucht und der Golddurst, und wo der Glaube sich in den blutigen Kampf mischte, so war es doch nicht der reine milde Christusglaube, sondern ein Glaube, den der Wahn der Menschen geboren und dem so viel weiße Brüder fielen, als nur jemals farbige Menschen unter den Messern der Eroberer geblutet haben.“

„Du sprichst wahr, denn es kann ja nicht anders sein!“ entgegnete Zombi. „Hat der große Geist die Welt geschaffen, so hat er auch alle Menschen geschaffen, die sie bewohnen, und hat sie gelehrt, ihn anzubeten, und er kann nicht befehlen, daß Einer den Andern würgen, um ihn die Anbetung Gottes zu lehren. Sie haben uns aus dem Schooß der Heimath gerissen und haben uns in ein fremdes Land geführt, das sie beraubt, wo wir dienen mußten, wie der Stier am Pfluge. Hunderttausende meiner Brüder schmachten in Brasilien allein in schmachvoller Knechtschaft, der Sklaven sind mehr, als ihrer Gebieter. Warum erhoben sie sich nicht gegen ihre Geißel und übten Vergeltung an ihren Henkern? Wie müßte ihr Blut dahinströmen und die grüne Savanne mit Purpur färben!“

„Die Furcht ist eine größere Tyrannei, als Feuer und Schwert,“ versetzte Christoval, „und die Grausamkeit der Herren hat diese Tyrannei in ihren Sold zu zwingen gewußt.“

„Das ist es!“ rief Zombi lebhaft. „Die weißen Massus haben den schwarzen Männern nicht nur die Freiheit genommen, sondern selbst das Verlangen danach.“

„Sind wir nicht frei und gehorchen keinem Herrn?“ fiel ein junger Neger voll stolzen Selbstbewußtseins ein.

„Wir sind es, mein Sohn,“ erwiderte Zombi, „aber hundertmal Hunderttausend unserer Brüder



sind es nicht. Und auch wir waren es nicht immer. Du weißt nicht, wie die Peitschenhiebe schmerzen, die den nackten Rücken zerfleischen, Du weißt nicht, wie das Herz zusammensuckt, wenn die Peiniger die Finger in Schrauben pressen, daß das rothe Blut unter den Nägeln hervorspritzt. Aber ich weiß es, beim großen Geist, ich weiß es!"

Seine Augen rollten wild in ihren Höhlen bei der furchtbaren Erinnerung an die zerbrochenen Ketten; die Wuth gab sich noch in dem Ton seiner Stimme kund, als er also fortfuhr: „Ich war der einzige Sohn eines großen Häuptlings, der Bach vor unserer Hütte floß über Goldsand, aber wir achteten des schimmernden Metalles nicht, denn wir waren glücklich ohne dies! O wie schön war mein Vaterland, dessen Ufer das grüne schäumende Meer küßte!

Ich hatte kaum achtzehn Mal die Palmen blühen sehen, als die weißen Räuber über das Meer geschwommen kamen, sich über uns warfen, unsere Hütten verbrannten, unsre Hände und Füße zusammenschnürten und uns in ihr großes Wasserhaus schleppten. Wir athmeten nicht mehr die frische Luft der Wälder und Berge, der Hauch, den wir einsogen, war Pest; mein Vater starb, meine Schwester starb, und mein junger Bruder starb, ich allein kam mit den Andern in dies Land, wo man mich zum Kauf ausstellte, wie Schlachtvieh. Da kamen sie und betasteten mich mit rohen Händen, mich, den Königssohn, und ich durfte sie nicht zu Boden schlagen, denn meine Hände waren gebunden, und wenn ich vor Zorn mit den Zähnen knirschte, verspotteten mich die Henker und schlugen mich mit Peitschen. Balle nur die Faust, mein Sohn, und fluche den weißen Teufeln, aber danke auch dem großen Geiste, der Dich frei geboren werden ließ. Ich ward gekauft von einem grauen Wütherich, der seinen Hund mit Liebe streichelte, während er mich mit Fußtritt speiste. Einer seiner Slaven, ein alter Mann, den ich als meinen Vater liebte, hatte einst ein kostbares Gefäß zerbrochen; er fiel dem Herrn zu Füßen und umklammerte seine Beine; aber der Teufel stieß ihn von sich und befahl seinen Knechten, den alten Mann zu peitschen, bis die Haut ihm von den Knochen fiel. Und sie

vollzogen den Befehl pünktlich. Sein Jammergeschrei hätte den Fels erweichen können, aber die Herzen seiner Peiniger erweichte es nicht. Da sprang ich hinzu und stieß mit der Faust den Knecht zurück, der ihn peitschte, daß er taumelte; aber alsbald ward ich ergriffen und zu gleicher Strafe verdammt. Ich duldete stumm, aber mein Freund war unterdeß ohnmächtig zusammengesunken und der große Geist nahm seine Seele zu sich."

„Ein Messer in das Herz des weißen Teufels!" knirschte der junge Neger.

„Das war der Gedanke, der mich seit jener Stunde nicht mehr verließ!" fuhr Zombi fort. „Die weißen Henker zerfleischen sich zu dieser Zeit untereinander; ein Volk wollte den Raub des andern an sich ziehen. Wir jubelten, denn jeder Tropfen Bluts, den sie vergossen, war uns ein Balsam. Wir hatten von kühnen Brüdern gehört, die ihre Ketten zerbrochen hatten, aber sie waren nicht flug genug gewesen, um ihre Freiheit gegen die tückische Kunst der weißen Feinde zu bewahren. Wir hörten von einem blutigen Gemetzel, das einer Kolonie unsrer freien Brüder den Untergang gebracht. Aber dies Beispiel schreckte uns nicht, es entflammte uns nur zur Rache. Es waren unserer Wenige, die sich in dunkler Nacht, wenn die Wächter schliefen, die Hand reichten; wir sprachen wenige Worte, aber sie hießen: Tod den weißen Teufeln! Wie wenn ein Funken in die Savanne fällt und die Flamme wie die Klapperschlange sich fortringelt und endlich die ganze weite Fläche umspannt, so war jener Ruf bald das Lösungswort von Tausenden von unglücklichen Brüdern. Und in einer Nacht erhoben wir uns allesammt. Die Häuser unserer Henker flammten auf, und mit unsern Messern drangen wir in das glühende Gebälk, und wo ein Weißer um Rettung wimmerte, da stießen wir ihm den kalten Stahl in das falsche Herz. Der alte Teufel war halb nackt seinem Lager entsprungen, die Schwelle des Hauses versengte seine Fersen, er wollte hinausfliehen in die dunkle Nacht, da stand ich ihm gegenüber, wie der Geist der Rache; er bat nicht um sein Leben, und ich schenkte es ihm nicht; er starb unter meinem Messer. Auf den rauchenden Brand-



stätten standen wir, mit Blut besleckt, aber frei! Wir hatten nichts gethan, als die tausendfachen Qualen, die wir erduldet, durch einen schnellen Tod vergolten. Und wir flohen in die Savanne, und kamen zu den Trümmern der Hütten, aus denen die Weißen unsere freien Brüder vertrieben, an den Ort, wo wir noch jetzt nach mehr denn vierzig Jahren stehen.

Viel Hunderte unserer Brüder und selbst Farbige folgten uns nach, und wir bauten uns eine Stadt und schwuren bei dem großen Geiste, treu an einander zu halten im Leben und im Tod. Weite Strecken lagen zwischen uns und unsern Herren, die dem Tode entronnen waren, und wir durften nicht bange sein vor ihrer Rache. Da wir aber fast nur Männer waren, so sannten wir darauf, woher wir Frauen nehmen sollten. „Brüder,“ sprach ich, „ich weiß, wo Frauen blühen, schön wie Rosen, mit Augen wie Demanten und Lippen wie Granatblüthen. Wer verlangt nach solchen Blumen, der ziehe mit mir!“ Und viele junge Männer traten alsbald jubelnd auf meine Seite, und wir zogen hinaus über unsre Grenzen, fielen in die Gehöfte unserer farbigen Nachbarn und führten ihre Frauen und Töchter von dannen. Ist es nicht so, Bajizza?“

Die Frau, an welche diese Frage gerichtet war, trug noch immer Spuren ehemaliger Schönheit, obgleich auch mehr als ein halb Jahrhundert über ihren Scheitel dahingegangen war. Ein gelblicher Ring um die schwarzen Augen, ein bräunlicher Schatten der Fingernägel verkündeten das gemischte Blut. „Es ist so,“ antwortete sie lächelnd. „Du kamst wie der Schakal, der in die friedliche Hürde bricht. Wir waren sehr erschrocken, und lieber hätten wir das Auge eines Tigers gesehen, als Euch schwarze Gesellen. Du riffest mich vom Lager empor, ehe daß ich mich verkrochen, und ich zitterte in Deinen Armen, wie die Taube unter den Fängen des Geiers, denn wir hatten Schreckliches von Euch gehört; als ich aber erkannte, daß Du auch sanft sein könntest, wie das Reh, das seinen Kopf in meinen Schooß legte und meine Hand leckte, da vergaß ich Deine schwarze Haut und lernte Dich lieben.“

„Und wir sind glücklich gewesen in der Frei-

heit!“ fuhr Zombi fort, bei der Gattin Worten lächelnd mit dem Kopf nickend. „Wir machten unsern Namen weit in der Runde gefürchtet, denn wir waren kühn, wie Adler, und muthig, wie der Stier des Waldes. Die weißen Männer sandten uns jährliche Geschenke und baten um unsere Freundschaft, ja sie schlossen ein Bündniß mit uns und verkauften uns, was wir bedurften. So waren Jahre vergangen, unsre Zahl war gewachsen, und wir fühlten, daß uns außer der Freiheit, die wir besaßen, noch Eines mangelte, um glücklich zu sein. Wir hatten blutige Kämpfe bestanden und sehnten uns nach dem Frieden. Da durchfurchten wir die Erde und befruchteten sie, wir legten die Waffen ab und griffen nach dem Pfluge und der große Geist segnete unsere Mühe; unsere Felder trugen tausendfältige Frucht, wir ernteten und konnten in Wohlstand leben, ohne zu rauben. Wir waren nicht mehr die rauhen Söhne der Wüste, mit dem Frieden wuchs unser Muth, denn wir hatten Haus und Heerd zu vertheidigen. Wir gaben uns Gesetze und Richter, wir erbauten dem großen Geiste Tempel und verehrten ihn nach der Weise unserer Väter, ohne auf seinen Altären mit Blut zu opfern. Und unsre Aeltesten sprachen: Wir müssen einen Mann haben, der uns im Krieg gegen den Feind führt und im Frieden über uns wacht. Das ganze Volk sprach Ja, und seine Wahl fiel auf mich. Da schlug mein Herz stolz und freudig in der Brust; ich prüfte meinen Arm, ob er stark genug sei, Allen voran im Kampfe zu streiten, und meinen Geist, ob er wisse, was meinem Volke Noth thue, und sie antworteten so, daß ich mein Amt annehmen konnte, ohne zu erröthen.“

„Und Du brauchst auch heute nicht zu erröthen, nachdem Du es dreißig Jahre verwaltet!“ sagte Christoval. „Ich will Dir nicht schmeicheln, denn ich habe diese Kunst längst vergessen.“

„Auch glaub' ich es nicht!“ versetzte Zombi selbstbewußt. „Mein Haar ist grau geworden, und ich sehe vielleicht die Kaffeestaude nicht wieder blühen, aber ich werde getrost vor den großen Geist treten und mein Urtheil empfangen können. Was ich vermochte, hab' ich gethan, um meine Brüder glücklich zu machen. Sieh diese



Stadt an! Die Palme des Friedens beschattet die stillen Wohnungen, freie Menschen beten zum Vater der Welt und ruhen nach des Tages Arbeit in dem Schooße ihrer Lieben. Weite Landstrecken, in deren Sümpfen das Krokodill und giftige Schlangen hausten, sind in blühende Felder verwandelt und ein Dorf nach dem andern erstand aus Wüsteneien. Dies Alles ist die Frucht eines großen Theils meines Lebens und ruhig kann ich in das Grab steigen."

"Du wirst noch lange leben und ernten, was Du gesät hast!" bemerkte Christoval.

"Wie es dem großen Geist gefällt!" sagte Zombi ergeben. "Mein Blut wird fortleben, denn ich habe einen Sohn, der dem Namen seines Vaters keine Schande machen wird. Und ich habe auch eine Tochter, die ich wenigstens liebe wie meine Tochter, weil sie das Kind eines heimgegangenen Waffenbruders ist, und das Eine möcht' ich vor meinem Scheiden noch sehen: Nuna als die Gattin meines Taku!"

Das junge Mädchen, das mit am Tisch saß, senkte schüchtern die langen schwarzen Wimpern, während der junge Neger das Auge flammend auf ihr ruhen ließ. Nuna mochte kaum achtzehn Jahre zählen; das glänzend schwarze Haar war von einer Perlenkette durchflochten, aber die beiden Reihen der Zähne waren weißer, als die Perlen, und die frischen Lippen röther, als die Korallen, die an einer seidnen Schnur um den Hals auf die volle Brust herabhängten.

"Bruder Christoval," fuhr Zombi, nachdem er den verständigen Blick der jungen Leute beobachtet, "ich wünsche, daß Du das Paar segnest!"

"Und wird Nuna auch gerne die Gefährtin meines jungen Freundes sein?" fragte Christoval.

"Mein Herz ist Wachs, er kann daraus machen, was er will!" entgegnete das Mädchen.

"So bereite ihm morgen die bräutliche Kammer!" Durch die schwarze Haut des Mädchens flammte ein dunkles Roth, sie duldet es, daß Taku sie auf die Lippen küßte, und drückte seine Hand an ihre Brust. Zombi sah mit einem wohlgefälligen Lächeln auf die Scene.

In diesem Augenblick traten zwei neue Personen auf den Schauplatz, von denen wenigstens

die eine allgemeines Befremden erregte. Ein Neger brachte einen jungen weißen Mann geführt, der trotzig und schweigend um sich blickte. Nachdem der Neger das Knie vor Zombi gebeugt, berichtete er, wie man den Fremdling vor den Thoren der Stadt gefunden habe, und für nöthig erachtet, ihn vor den großen Zombi zu führen, weil man fürchte, der Fremdling möge mit doppelter Zunge reden.

"Was sagst Du darauf?" fragte Zombi den Jüngling, dessen unerschrockenes Wesen ihm nicht zu mißfallen schien.

"Sprich portugiesisch, wenn Du diese Sprache verstehst!" antwortete der Jüngling.

"Wohl," entgegnete der Häuptling portugiesisch. "Was führte Dich nach Palmaräs?"

"Ein unglücklicher Stern, fürcht' ich!" versetzte der Weiße. "Ich bin zu Porto-Calvo geboren und heiße Hernandez Carmona. Ich ging gestern mit einigen Freunden auf die Jagd in die großen Wälder, deren Schatten Du dort siehst, ward von ihnen getrennt, und irrte bis zum Abend in der Wildniß umher. Da begegnete mir ein Indianer von dem Stamme der Botocoudas, warf mich nieder und beraubte mich meiner Waffen. Ich verbrachte die Nacht in den Zweigen eines Terebinthenbaumes, nährte mich von Beeren und wilden Datteln, und als die Sonne aufging, setzte ich meinen Weg fort. Die Wälder nahmen ein Ende, aber ich befand mich in einer fremden Gegend, ohne Weg und Steg. Endlich sah ich besautes Felder, und schloß daraus auf Menschenwohnungen. Wo Menschen sind, wirst Du nicht umkommen, dacht' ich, und so kam ich an Eure Stadt, wo man mich wie einen Verbrecher gefangen nahm."

"Weißt Du, wo Du Dich befindest?"

"Ich glaub' es zu wissen. Bei den Negern von Palmaräs."

"Hast Du von ihnen gehört?"

"Manches, was mich fürchtlich machen könnte, wenn die Furcht zu meinen Fehlern gehörte. Aber ich glaube nicht, daß Ihr Eure Macht benutzen werdet, einen wehrlosen Mann zu tödten, den der Zufall in Eure Hände führte."

"Nicht wahr, man hat uns Dir als blutige



Mörder und arge Räuber geschildert?" fragte Zombi lächelnd.

"Ich will es nicht leugnen!" versetzte Hernandez feck. "Und sage mir, verdankt Ihr nicht dem Raub und Mord Euer Dasein?"

"Wir nahmen wieder, was uns durch Raub und Mord genommen worden war," antwortete Zombi ernst, "unsre Freiheit!"

"Ich will nicht rechten mit Dir! Aber ich bitte Dich, wenn Dein Wort als Befehl gilt, daß Du mir eben diese Freiheit wieder gibst, die man mir widerrechtlich genommen hat."

"Man beschuldigt Dich, daß Du mit falschen Zungen redest."

"Ich verstehe das nicht, und ahne nur, was gemeint ist. Man beschuldigt mich, daß ich Eure Stadt auskundschaften wollte. Ist es nicht so?"

"So ist es. Und was antwortest Du darauf?"

"Ich antworte nichts; denn wenn Du dieser Meinung bist, so würdest Du mir nicht glauben, wenn ich Dir sagen wollte, daß es Lüge ist; und hältst Du mich für das, was ich wirklich bin, so bedarf es meiner Vertheidigung nicht, denn ich halte Dich für klug genug, Wahres vom Falschen unterscheiden zu können."

"Gott allein liest in der Menschen Herzen. Ich behaupte weder das Eine noch das Andere von Dir. Kamst Du wirklich in böser Absicht, so magst Du Deinen Brüdern sagen, daß die schwarzen Männer von Palmaräs für ihre Freiheit zu sterben wissen. Sprachst Du aber Wahrheit, so kannst Du ruhig sein in Deinem guten Bewußtsein. Du bist frei! Ich bitte Dich aber, daß Du mein Gast seiest, so lange es Dir gefällt."

Hernandez schlug die Augen nieder, aber alsbald erhob er wieder stolz den Blick und sprach: "Ich kann Dein Gast nicht sein, wenn Du mich für Deinen Feind hältst!"

"Ich halte Dich nicht für meinen Feind, denn was könntet Ihr für Ursache haben, einem friedlichen Volke Feind zu sein, das Eure Grenzen unbeschädigt läßt und nur den wilden Thieren das Land abringt, von dem es im Schweisse des Angesichts erntet? Deshalb sei mir willkommen, und betrachte Alles, was mein ist, als Dein Ei-

genthum!" Er reichte dem Fremdling die Hand, der sie zögernd annahm; zugleich hatte er Nuna einen Wink gegeben, die nach wenig Minuten mit einer silbernen Platte voll süßer Früchte und feinen Weizenbrotes vor Hernandez trat und flüsterte: "Ich, was Gott bescheerte, und mög' er es Dir segnen!"

Hernandez ließ die dunklen Augen flammend auf der jugendlichen Spenderin ruhen und flüsterte ihr einige verbindliche Worte zu, indem er von dem Dargereichten nahm. Nuna trat schüchtern zurück, konnte sich aber nicht versagen, noch einen verstohlenen Blick auf den schönen Fremdling zu werfen, dessen dunkles Lockenhaar über die Schläfe bis fast auf die Schultern niederwallte.

Taku hatte dies Alles bemerkt und in seinem Herzen loderte die Gluth der Eifersucht empor. Er faßte einen tiefen Groll gegen den Weißen, der ihm das Herz der Braut stahl. Duster brütend starrte er vor sich hin und nahm keinen Theil an dem Gespräch, das unter den Männern fortgeführt wurde. Nuna hatte sich schüchtern zurückgezogen; ihre arglose Seele ahnte nicht, was in dem Herzen ihres Verlobten vorging; war sie sich doch keiner Untreue bewußt, wenn sie sich auch nicht verhehlen konnte, daß der Fremdling unendlich schöner sei. Aber was konnte diesem das schwarze Mädchen gelten? Sie bewunderte ihn, wie man ein Meteor bewundert, das am Himmel aufflammt.

Der Gast schien nach wenig Stunden vollkommen in dem Hause des Negerhäuptlings eingebürgert zu sein. Zombi's Verdacht schwand völlig vor dem feck-offenen Wesen des Fremdlings; um diesem jeden Argwohn zu rauben, als werde er noch als Gefangener betrachtet, war ihm aus des Häuptlings Waffenkammer ein kostbarer Säbel gereicht worden. An Christoval schloß er sich mit besonderer Vorliebe an, und Jeder fand dies natürlich, da sie eine gemeinsame Heimath aneinander knüpfte. Die beiden Männer durchschritten die Stadt nach allen Richtungen. Christoval führte seinen jungen Freund auf alle Höhen, von denen man die schönste Aussicht genoß, machte ihn mit den in ihrer Einfachheit doch weisen und zweckmäßigen Gesetzen des kleinen Staates und mit



den Religionsgebräuchen bekannt, die neben den Grundlehren des Christenthums viel von den alten religiösen Vorstellungen der verschiedenen Stämme, aus denen die Nation sich gebildet, beibehalten hatten. Die Stadt durfte freilich, trotz ihrer fast unermesslichen Ausdehnung, in den Augen eines Europäers keinen Anspruch auf den Namen einer solchen machen. Die Häuser waren nicht regelmäßig aneinander gereiht und durch Straßen verbunden, sondern jede Wohnung stand einzeln, umgeben von dem Gute des Besitzers, umflossen von verschiedenen Bächen, welche zu jedem Gebrauche das Wasser darreichten. Hügel und Felsen, Flüsse und Felder befanden sich deshalb innerhalb der Ringmauer, deren ungeheurer Umfang eine regelmäßige Vertheidigung schwer, ja fast unmöglich machen mußte. Dafür war jede Befestigung eine Art Festung, und die Felsen und Thäler boten natürliche Mittel zur Vertheidigung. Hernandez widmete dem Allen eine große Aufmerksamkeit, und Christoval's Commentar lieferte ihm über Alles die genaueste Auskunft. Die Einwohner begegneten ihm überall mit freundlichem Ernst; sie schienen eine Art Stolz darein zu setzen, daß dem weißen Manne Alles in dem besten Lichte erschien.

„Wie gefällt Euch Palmaräs?“ fragte Christoval den Jüngling.

„Ich sehe meine kühnsten Erwartungen übertroffen!“ entgegnete Hernandez. „Wenn nur das Gebäude dieses Staats nicht auf ein Verbrechen gegründet wäre!“

„Zombi antwortete Euch bereits so einfach als schlagend darauf. Was nennt Ihr Verbrechen? Daß ein Theil der erniedrigten Menschheit seine Ketten zerbrach, in welche sie räuberische Gewalt oder ein unmenschliches Vorurtheil geschlagen? Auf welsch' entsetzliche Gräuel gründet sich nicht die Herrschaft der Europäer in diesem schönen Lande! Mit Recht wird es ein irdisches Paradies genannt. Die Natur hat das ganze Füllhorn ihres Segens und ihrer Reize darüber ausgeschüttet, so daß der Mensch ernten könnte, ohne gesät zu haben. Von den Gebirgen herab stürzen gewaltige Ströme, deren großartige Pracht die üppigste Phantasie nicht genügend zu schildern vermöchte. Die Bäume der Urwälder schei-

nen in ihrem Urfang und ihrer Riesenhöhe von der ersten Schöpfung herzustammen. Durch ihre blumenbedeckten Kronen schlingen sich Lianen und die prächtigsten Schlingpflanzen; Berge, mit ewigem Grün bedeckt, bilden malerische Gruppen, die, von rauschenden Bächen oder den spülenden Fluthen der See umgeben, dem entzückten Auge die reizendsten Landschaften bieten und vom Gesang tausender im bunten Farbenschmuck prangender Vögel belebt sind. Doch Ihr kennt diese über alle Beschreibung herrliche Natur, denn Ihr seid in ihrem Schooße geboren. Glückliche, freie Menschen bewohnten dies Land Jahrhunderte lang; sie kannten nicht den Segen der Cultur, aber auch nicht ihren Fluch; ihren Nacken hatte nie ein Sclavenjoch gebeugt, drum trugen sie ihn stolz und hoch erhoben, ihr starker Arm bezwang die Ungeheuer des Waldes, wie den Feind ihres Friedens; sie kannten die tausend Ränke nicht, welche die Politik und Diplomatie zu einem Neze spinnen, in welches sie das Recht und den gesunden Menschenverstand verstricken, sie kannten den blut- und rachgierigen Gott der Bibel nicht, der doch ein Gott der Liebe sein soll, aber sie beteten zu einem Wesen, erhaben wie die Welt, die sie bewohnten; sie wußten nicht, daß ein Mensch am Kreuze sterben mußte, um den zürnenden Weltvater zu versöhnen, daß der Glaube Vernichtung des Andersdenkenden fordert: aber sie waren glücklich und frei, so lange, bis die Anhänger der milden Christusreligion über das Meer kamen, die Brandfackel in die Wälder warfen, mit dem Schwerte sie von Haus und Heerd vertrieben, ihnen mit der Knechtschaft die entnervenden Sitten der alten Welt aufbürdeten.“

„Dafür trugen sie die Civilisation und den heiligen Christusglauben in diese Wildniß,“ bemerkte Hernandez.

„Ja, das war die Farbe, mit der die Eroberer ihre Gräuel beschönigten,“ sagte Christoval bitter. „Wollten sie dies, so vergaßen sie, daß man den Glauben nicht mit dem Schwert lehrt, und daß man den lebendigen Körper nicht zerhackt, um ihm schöne Form und Geschmeidigkeit zu geben. Aber ihr Göze war die Habsucht, sie schlachtete Menschen, um in ihren Eingeweiden Gold zu suchen. Führt man die unglücklichen



Neger etwa auch aus ihrem freien Lande in die schmachvollste Knechtschaft, um ihnen Sitte und Glauben zu lehren?"

"Sie stehen dem Thier zu nahe, um ihnen volles Menschenrecht angedeihen lassen zu können," antwortete Hernandez.

"Gebt ihnen ihr Menschenrecht, und sie werden uns beschämen. Blicktest Du die weisen Gesetze, die sich die Palmarästianer selbst gegeben haben, nicht mit befangenem Auge an, wärest Du Zeuge, wie sie mit scharfem, gesundem Verstande die schwierigsten Streitsachen entscheiden, Du würdest erstaunen! Lerne Deinen Wirth näher kennen, und sein Muth, seine Großherzigkeit, sein edles Wollen, seine Weisheit werden Dich zur Bewunderung zwingen. Tritt in welche Hütte Du willst, und die einfachen, natürlichen Sitten ihrer Bewohner werden die Culturmenschen beschämen, wenn die geschraubte Lebensweise Deiner Genossen Dein Gefühl für das Einfachedle nicht abgestumpft hat."

"Ich hör' Euch schon mit Bewunderung zu," lächelte Hernandez. "Schreibt es keiner flüchtigen Neugier zu, wenn ich nähern Aufschluß über Eure Person haben möchte. Ihr scheint mit Allem, was diese Neger betrifft, so vertraut, als hättet Ihr viele Jahre unter ihnen gelebt, und ich hörte Aeußerungen von Euch, die ein Kegerrichter nicht zweimal zu hören brauchte, um Euch zum Scheiterhaufen zu verdammen."

"Glücklicherweise haben wir in Palmaräs weder einen Kegerrichter, noch ist jemals ein Auto-dafé gesehen worden," erwiderte Christoval lächelnd. "Ihr irrt Euch nicht, wenn Ihr vermuthet, daß ich viele Jahre unter diesen Negern gelebt. Es ist eine lange Zeit verflossen, seit ich aus Europa kam, glühend für die Lehren Loyola's, mit einem Glaubenseifer befeelt, der mich zum wildesten Fanatismus fortgerissen haben würde. Ich war bestimmt, die irrenden Heiden auf den Weg des wahren Glaubens zu führen, und lag mit feuriger Begeisterung meiner Bestimmung ob. Wie soll ich, antwortete mir eines Tages ein Eingeborener, wie soll ich meinen alten Glauben an einen neuen geben, der diejenigen, die ihn bekennen, nicht besser gemacht hat, als ich bin?"

Ein Anderer, der die Gabe Wunder zu wirken zu besigen vorgab, antwortete mir auf die Frage, ob er solche durch die Kraft des guten oder des bösen Geistes verrichte: Ich selbst bin Gott und mit Gott verwandt. Der Gott, welcher im Himmel regieret, ist mein großer Freund; er theilt sich mir mit; er offenbart sich meinen Augen in Mitte der Wolken durch Blitz und Donner. Trotz ihrer wunderlichen, oft grausamen Gottesverehrung fand ich doch eine Erhabenheit darin, die mir imponirte. Und wahrlich, wenn wir diese große, gewaltige, schaffende Natur betrachten, schrumpft der Gott der Offenbarung zu einem Zwerg zusammen, der allweise genannt wird und doch das Böse nicht verhindert, gerecht und doch das erste Menschenpaar bestrafte, weil es eine Sünde that, die es nicht kannte, gütig und barmherzig und doch die Nationen vertilgen läßt, die auf andere Weise zu ihrem Schöpfer beten. Es ist wahr, diese Wilden brachten ihrer Gottheit Menschenopfer; aber wir Christen vielleicht weniger? Die gefangenen Feinde, die zum Opfer bestimmt, genossen alle Lust des Lebens bis an ihren Tod, die Inquisition erfand dagegen die teuflischsten Martern, ihre Opfer zu quälen, bis der Holzstoß sich ihrer Leiden erbarmte. Dieß Alles brachte mich zur Erkenntniß der Wahrheit, ich lernte die reine Gottesverehrung, die nicht fragt, unter welcher Gestalt stellst Du Dir das höchste Wesen vor? Statt des wilden, blutdürstigen Fanatismus zog milde Duldung in mein Herz. Ich suchte nicht mehr zu bekehren, sondern nur die Vorstellungen von der Gottheit zu läutern, die wilden Menschen für mildere Sitten zu gewinnen. So umgewandelt kam ich nach Palmaräs, das eben zu einem geordneten, friedlichen Staate emporblühte. Die Neger lauschten meinen Worten, die nicht die gräßlichen Höllequalen als die Strafe der Ungläubigen schilderten, sondern durch Sanftmuth und Belehrungen ihnen die Grundlehren des Christenthums einprägten; sie glaubten mir und liebten mich; seitdem lebe ich unter ihnen als ihr erster Seelsorger, aber mich nicht in vermessendem Stolze über sie erhebend, sondern wie Einer ihres Gleichen."

"Und wenn nun die Langmuth der rechtmäßigen Herren dieses Landes erschöpft ist und die



Waffen der Christen diesem sogenannten Staate ein Ende machen?"

"Glaubt Ihr daran?" fragte Christoval, den Jüngling scharf fixirend.

"Es ist nicht schwer zu glauben," antwortete Hernandez. "Gesezt auch, diese entronnenen Sklaven befänden sich mit dem Besitze in dem Recht, so müßten die Unsern doch das böse Beispiel fürchten und eine Kolonie ausrotten, die allen verbrecherischen Knechten eine Freistatt gewährt. Kein christlicher Pflanzler ist seiner Sklaven mehr sicher, so lange sie sehen, daß Genossen von ihnen sich der Strafe ihrer Flucht, ja des Mordes zu entziehen gewußt haben. Sind nicht alle ähnlichen Unternehmungen zu Grunde gegangen? Erbauten diese Neger nicht ihre Stadt auf den blutigen Leichen ihrer Vorfahren?"

"Wo die Flamme der Freiheit einmal emporgelodert, da ist keine irdische Macht im Stande, sie wieder zu ersticken; wenn auch niedergedrückt und scheinbar erloschen, brennt sie doch im Verborgenen fort, bis sie plötzlich wieder gluthroth aus dem Boden emporsteigt. Das ist das eigentliche Wesen der Freiheit, daß sie von Urangfang in die Menschenbrust gepflanzt ist; sie wird nicht gelehrt, nicht geschaffen, höchstens geweckt durch Unterdrückung, wie der Funken, den der Stahl aus dem Kiesel schlägt. Wo Unterdrückung ist, da ist auch der Drang nach Freiheit, und gelang's auch, diese in das Joch der Knechtschaft zurückzuzwingen, so wird endlich das unterdrückte Menschenrecht sich doch geltend machen, vielleicht auf blutigere Weise, als es hier geschah. Glaubt aber nicht, daß es ein leichtes Werk ist, Palmaräs zu erobern, seine Bürger wissen zu kämpfen und zu sterben."

"Was seht Ihr mich so forschend an?" sagte Hernandez etwas betreten. "Ich habe über kein Heer zu gebieten, um diese Holzblöcke zu stürmen."

"Und wenn Ihr es hättet, würdet Ihr's nicht wollen, wenn Ihr erst gesehen habt, wie glücklich diese Menschen in dem Schooße der Freiheit leben. Laßt uns in die nächste Hütte treten, und erkennt, welcher Frevel es wäre, welche Schmach für die Bekenner des Christenglaubens, die Brandfackel in die Wohnungen des Friedens zu schleu-

dern, die Kriegsfurie gegen gute und edle Männer zu entfesseln."

Sie traten durch einen prächtig blühenden und duftigen Garten über die Schwelle eines Hauses. Christoval schlug den Teppich zurück, der den Eingang des geräumigen Hauptgemaches verschloß, und Hernandez blieb von der Scene, die sich seinen Blicken bot, betroffen stehen. Ein großer Tisch war in der Mitte des Gemachs gedeckt, belastet von Früchten und dampfenden Speisen; die Bewohner lagen ringsum auf den Knien, die Arme über die Brust gekreuzt, und der Hausvater, dessen weißes Haar seltsam von der schwarzen Hautfarbe abstach, sprach ein einfaches Gebet. "So segne denn, du guter Menschenvater," hörte ihn Hernandez sprechen, "die Gaben, die du uns bescheert hast, damit wir ihrer froh werden. Segne die Männer, die uns zu freien Menschen machten, und erleuchte unsre Feinde, daß sie uns in Glück und Freiheit leben lassen; segne alle Menschen und gieße Trost in die Herzen unserer Brüder, die noch in Knechtschaft schmachten, wie du den Thau des Himmels und den Regen der Wolken gießest auf die durstende Erde!" Dann erhoben sich Alle und küßten Christoval ehrfurchtsvoll die Hand, boten auch seinem Gefährten ein freundlich Willkommen, an den sie keine Frage richteten, obwohl die Neugierde ziemlich deutlich auf ihren Zügen zu lesen war. Der Hausvater nöthigte sie, am Mahle Theil zu nehmen, und legte ihnen selbst die besten Speisen vor. Das Mahl ging in heiterem Gespräch vorüber.

"Birra hat heute wieder viel geweint," wandte sich endlich der Greis wieder zu Christoval. "Sie hörte nicht auf meinen Trost, obgleich ich meinen Sohn eben so sehr geliebt, als sie. Sag' ihr doch nochmals, daß er zum Himmelsvater eingegangen ist und sie ihn wiedersehen wird."

Christoval richtete den Blick nach einer jungen Frau, deren Haupt in ein schwarzes Tuch gehüllt war und aus deren Augen die Thränen eben wieder hervorbrachen. "Du glaubst nicht, meine Tochter, was der Vater Dir gesagt hat?" fragte er in einem vorwurfsvollen Ton.

"Ich glaub' es," antwortete sie, "aber wie viel tausendmal wird die Sonne vielleicht untergehen, ehe ich ihn wiedersehe!"



„Trage den Schmerz mit Geduld!“ tröstete Christoval. „Der sterbliche Mensch kann nicht immer glücklich sein. Er starb früher, als das Alter ihn beugte, aber er starb als freier Mann; er hat die Knechtschaft nicht gesehen, und wer will ergründen, ob der Tod ihn nicht einem herben Schicksal entzog? Die Zukunft ruht in der Hand Gottes, was er thut, ist wohlgethan!“

Birra trocknete sich die Thränen von den Wangen und küßte Christoval's Hand; der greise Neger warf einen dankenden Blick auf den tröstenden Freund.

Die größte Harmonie, das reinste Glück, der seligste Frieden schien nun wieder in der Familie zu herrschen, und Hernandez schritt schweigend neben seinem Gefährten, als sie die Hütte wieder verlassen hatten.

„Möchtest Du der Erste sein, der den Feuerball auf dies Dach schleuderte?“ fragte Christoval.

„Nein!“ entgegnete Hernandez gedankenvoll.

„So sag' es Deinen Brüdern, wenn Du zu ihnen zurückgekehrt sein wirst, was Du hier gehört und gesehen.“

„Du zeigtest mir, was diese Neger sind, aber nicht, was sie gewesen,“ sprach der Jüngling nach einer Weile. „Mein Großvater starb unter den Messern Eines von ihnen. Wollte Gott, das Grab hätte ihn verschlungen und ich dürfte ihn nimmer sehen!“

„Wie, Unglücklicher, so kommst Du doch, um —“

„Der Zufall führte mich hierher,“ antwortete Hernandez, sich besinnend. „Aber verargst Du mir, wenn die Erinnerung in mir auftaucht an das, was sie meinem Geschlechte gethan? Lebte der Mörder noch, so müßte ich ihn erkennen; die Namenschiffre meines Großvaters und die Zahl Dreizehn war auf seine rechte Schulter geätzt!“

„Welches ist diese Schiffre?“ fragte Christoval aufmerksam.

„D. D. L.“ entgegnete Hernandez.

„Und wenn Du ihn fändest?“

„So würd' ich ihn tödten, müßt' ich gleich nach ihm verbluten. Christoval schwieg, sein Auge umdüsterte sich, Ernst lagerte auf seinen Zügen. Er beschloß, den Jüngling nicht mehr aus den Augen zu lassen, so lange er noch in Palmaräs weilte.

Des andern Tages fand die Trauungsfeierlichkeit zwischen Taku und Nuna statt; sie war einfach und wurde von Christoval vollbracht. Der junge Neger trug einen kostbaren Säbel um den Gürtel geschnallt, das krause Wollenhaar war von einem rothen Shawl umschlungen; die runden Arme der Braut waren mit goldenen Spangen geschmückt und eine Perlenkette schlängelte sich um Hals und Brust. Der Freudentag des allverehrten Häuptlings wurde von der ganzen Bevölkerung gefeiert; man brachte Geschenke und Glückwünsche und überließ sich dem ausgelassensten Jubel.

Zombi schien sich im Glück seiner Kinder zu verjüngen; er gedachte der eigenen mannskräftigen Jugend. Seine Brautnacht war freilich mitten in Sturm und Kampf gefeiert worden, er hatte sich die Braut erst durch Gefahren erringen müssen. Dies erinnerte ihn zugleich an all die Sorge und Mühe, durch die es ihm gelungen war, seinem Volke einen Zustand zu geben, der ein so friedliches Freudenfest erlaubte. Er bemerkte in seiner Freude nicht, daß mit seinen Kindern eine nicht unbedeutende Veränderung vorgegangen war. Taku starrte oft finster vor sich hin, dann flammten seine Augen plötzlich auf wie Feuerbrände, die der Wind ansacht, wenn sein Blick dem des jungen Weißen begegnete. Nuna war die holde, verschämte Braut, aber eine trübe Behmuth schien sich oft über ihre Züge zu lagern, ihre Hand zitterte in der Taku's und ihr Auge floh nicht selten unwillkürlich nach dem Fremdling, um sich schnell und scheu wieder zu senken.

Auch Hernandez hatte der jungen Frau seinen Glückwunsch dargebracht. „Ich habe Dir nichts zu schenken, das Deiner Schönheit würdig wäre,“ hatte er gesagt, „hätte mich auch der Räuber nicht ausgeplündert. Was bedürftest Du auch noch, wenn Dein Mann Dir die Liebe weihet, die Du werth bist!“

„Zweifle nicht daran!“ hatte Taku statt ihrer stolz und finster geantwortet und war mit der verschämten Gattin zurückgetreten. Hernandez, welchem die Eifersucht des Negers nicht entging, hatte gelächelt und verfolgte nun erst das jugendlich blühende Weib mit seinen Blicken. Taku's



Grimm wurde durch dies Benehmen nur gesteigert, und er sprach endlich sein Mißfallen offen gegen den Portugiesen aus. „Warum jagt Dein Auge meinem Weibe nach, wie der Adler der Taube?“ sagte er. „Unsre Frauen gleichen nicht den Euren, sie sind züchtig und erbeben vor dem unkeuschen Blicke des Mannes. Diese Blume ist nicht für Deinen Garten gewachsen, darum laß ab von ihr, und wende Dein Auge auf Deinen eignen Pfad, daß Du nicht fallest.“

„Ist mein schwarzer Bruder eifersüchtig?“ fragte Hernandez nicht ohne Spott.

„Eifersüchtig?!“ loderte Taku auf. „Wisse, wenn ihre Untreue meinen Argwohn reizte, so hörtet Ihr Beide auf zu leben. Das untreue Weib stirbt unter unsrem Messer und den Verführer knüpfen wir an den nächsten Baum.“

„Beruhige Dich,“ versetzte Hernandez, unwillkürlich schauernd bei den letzten scharfgesprochenen Worten des Negers. „Eine weiße Haut und eine schwarze entbrennen schwerlich in Liebe zu einander.“

(Schluß folgt.)

## A b s c h i e d.

Und kann bei uns dich nichts mehr halten,  
Und zieht's dich fort in's Vaterland,  
So lebe wohl — und möge walten  
Ob deinem Haupte Gottes Hand;  
Gott schütze dich  
In Polen, dem traurigen Lande.

Von deinem todten Vaterlande  
Ein Sterbegruß erschienst du mir,  
Weil ich sein Leid und seine Schande  
Mit ihm getragen für und für;  
Stets hängt mein Herz  
An Polen, dem traurigen Lande.

Mein bist du, mein! — ich hab' mit Schmerzen  
Von deiner Heimath dich erkauf't,

Ich habe selber mich im Herzen  
Zu einem Polen umgetauft.

Ich bin ein Sohn  
Von Polen, dem traurigen Lande.

Ich lasse dich von dannen ziehen,  
Weil du in Trauer aufgeblüht,  
Auch nur in Trauer weiter blühen'  
Kann dein durchklümmertes Gemüth;  
Doch denke mein  
In Polen, dem traurigen Lande.

Hörst du an deiner Heimath Grenze  
Des ersten Polenliedes Klang,  
Siehst du die ersten Todtenkränze,  
Die eine Braut um Gräber schlang;  
Dann denke mein  
In Polen, dem traurigen Lande.

Bedenke, daß auch ich beklage  
Den trübsten, schmerzlichsten Verlust,  
Bedenke, daß ich selber trage  
Ein todttes Polen in der Brust;  
D denke mein  
In Polen, dem traurigen Lande.

Stieg' auf der Brand des heil'gen Krieges,  
Dir zög' ich nach, mein theurer Stern,  
Von dir geweiht zur Kraft des Sieges,  
O, wie verblutet' ich mich gern,  
In deinem Schooß! —  
In Polen, dem traurigen Lande! —

Moriz Hartmann.

## Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin im Juni.

Selten kommt ein Unglück allein. Kaum sind die Herren v. Tschstein und Hecker durch eine Coterie absolutistischer Bürokraten aus Preußen vertrieben worden — und schon verbreiten sich traurige Gerüchte von neuen Angriffen auf die öffentliche Meinung. Die



Herren Reactionäre wollen nicht einsehen, daß sie durch ihre Maaßregeln die allgemeine Aufregung verschuldet haben. Sie sehen sich nach einem Sündenbock um. — Als sie im vorigen Jahre die armen Spinner und Weber in Schlessen mit Hüßladen gespeist hatten, schlachteten sie hinterher die Presse. Das war ihr Sühnopfer für das Unheil, welches sie im Staate angerichtet hatten. Wer wird diesmal der Sündenbock sein? Müßige Frage! Hat nicht die Presse eine arge Sünde begangen? Hat sie nicht unbefangen erzählt, daß alle deutsche Herzen vor Schaam und Unwillen über die Schmach glühen, die man zwei braven deutschen Ehrenmännern öffentlich angethan hat? Muß sie dafür nicht büßen? — Aber die arme Büßerin hat sich schon so sehr abgehärmt, ist schon so sehr zu Kreuze gekrochen, daß jede neue Pönitz für ihr Leben zittern macht. Man wird ihr gnädig das Leben schenken, dafür aber die Schriftsteller am Kragen packen. Es geht das Gerücht, die hohe Polizei werde nächstens eine große Anzahl der hier lebenden, aber nicht von hier gebürtigen Schriftsteller ausweisen. Das polizeiliche Interdict wird hauptsächlich die Correspondenten der liberalen politischen Tagesblätter treffen. Bereits ist mit Hrn. Dronke der Anfang gemacht worden. Hr. Dronke, der hier eine bürgerliche Stellung als Lehrer einnahm, hat vor Kurzem nach seinem Geburtsort Koblenz abreisen sollen. Sie können denken, daß dieses unerhörte Polizeimaßregelproject eine große Aufregung in allen literarischen Kreisen hierorts hervorrufft. Man fragt sich, mit welchem Rechte die Behörde eine Anzahl der bravsten und intelligentesten Bewohner von Berlin mir nichts dir nichts fortjagen und ihnen ihre oft mühsam errungene bürgerliche Existenz verkümmern darf. Ich habe hin und her gesonnen und bin endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Ausweisungsproject zu abenteuerlich aussieht, als daß es je in seinem ganzen Umfange zur Ausführung kommen könnte. Unter den unfreiwilligen Emigranten werden Schriftsteller genannt, die hier als Redacteurs, praktische Aerzte, Buchhändler u. s. w. leben. Es versteht sich von selbst, daß der Name Joel Jakoby auf der Proscriptionliste fehlt.

Die Polizei kann bisweilen eine heldenmüthige Selbstverleugnung an den Tag legen. In einer ihrer letzten Nummern suchten die hier erscheinenden „Beiträge zum Gelingen der praktischen Polizei“ den Beweis zu führen, daß von einer geheimen Polizei in Preußen gegenwärtig nicht mehr die Rede sein könne. Die „Beiträge“ scheinen also noch nicht erfahren zu haben, daß Herr Dunker im Auftrage der Regierung Westphalen und die Rheinprovinz bereist, um dort unter der Maske eines unschuldigen und liebenswürdigen Hans Taps die Grüge der constitutionellen und socialistischen Parteien zu belauschen und die Cartons zu einem schönen criminalistischen Tableau zu liefern. Das Wunderbarste ist aber, daß die „Beiträge“ nicht einmal wissen, daß ihr

eigner Redacteur, Hr. Stieber, noch immer als geheimer Policist im Hirschberger Thale umherzieht.

Man erfährt jetzt gelegentlich, daß fast sämtliche preussische Festungen von Gefangenen überfüllt sind. Das hiesige Kammergericht hatte an mehrere Festungs-Commandanten geschrieben, um ein projectirtes Gefängniß für Edgar Bauer auszumitteln. Die bis jetzt eingegangenen Antwortschreiben haben jedoch die Aufnahme dieses Schriftstellers abgelehnt, und zwar aus dem Grunde, weil die Citadellen von Staatsgefangenen überfüllt seien. Einstweilen sitzt Edgar Bauer noch immer in der hiesigen Hausvoigtei, arbeitet fleißig an einem größeren Geschichtswerke und zeigt eine bewundernswürdige Seelenruhe und Heiterkeit.

Binnen Kurzem werden hier einige in ihrer Art merkwürdige literarische Unternehmungen in's Leben treten. Hr. Wehl wird nämlich seine gesammelten Correspondenzen aus Berlin unter dem Titel: „Das Buch Berlin“ in der Bossischen Buchhandlung herausgeben, und der Hofrath und Feuilletonist der allgem. preuß. Zeitung, Hr. Rousseau, sammelt Subscribenten für ein Product, welches den Titel: „Skizzen Berliner Notabilitäten“ führen wird und den Subscribenten 6, sage sechs Thaler kostet. Irre ich nicht, so wird sich Hr. Rousseau bei seinem Unternehmen besser stehen, als Hr. Wehl bei dem seinigen. Denn auf alle Fälle ist es vortheilhafter, für ein noch nicht erschienenen Buch von jeder „Berliner Notabilität“ eine Steuer von sechs Thalern zu erheben, als auf gut Glück ein Buch zu ediren, dessen Inhalt der Vergangenheit angehört. — Ein drittes, von den beiden vorhergehenden völlig verschiedenes Unternehmen wird den 1. Juli in's Leben treten. Es haben sich nämlich mehrere unserer tüchtigsten Volksschriftsteller und Pädagogen zur Herausgabe guter Volksschriften vereinigt. Ich brauche nur die Namen Berthold Auerbach, Ludwig Bechstein, Braß, Diesterweg, Paul Gersdorf, Karl Bernhard König, Otto Ruppert u. s. w. zu nennen, damit Sie wissen, von welchem Gehalte die Schriften sind, die hier dem Volke geboten werden sollen. Der Verein hat ein Comité niedergesetzt, welches die eingehenden Manuscripte prüfen und nur Das zum Drucke befördern wird, was sich im Feuer der Kritik als lauterer Gold bewährt hat. Es steht zu hoffen, daß auf diese Weise wieder einmal ächte deutsche Volksbücher geschaffen werden. Das Unternehmen ist in der That ein großartig nationales. Die wackern Männer, die an der Spitze des Vereins stehen, sind dem Vaterlande durch ihre aufopfernde und glühende Begeisterung für Volksbildung und Aufklärung bekannt. Jährlich sollen 60 Druckbogen für einen Thaler geliefert werden, damit die neuen Volksschriften auch in die ärmsten Hütten des Volkes dringen können. Dieses treffliche Unternehmen kann des Beifalls aller patriotischen Volksgenossen gewiß sein.



Hr. Spiker hat kürzlich einen guten Einfall gehabt. An einem schönen Morgen jammerte ihn sein kostbarer Hauderer, der im Koth des Berliner Theaterkriticismus, da, wo es am tiefsten ist, stecken geblieben war. Flugs schrieb er an Hrn. Prof. Rötcher in Bromberg und ersuchte ihn, den Hauderer wieder flott zu machen. Hr. Rötcher sagte zu und wird nun nächstens hierher kommen, um den faulen Sumpf der Berliner Theaterkritik durch das Pumpwerk der hegelphilosophischen Aesthetik trocken zu legen. Hr. Rötcher ist ein sehr geistreicher und kenntnißreicher Kritiker, der sich das Verdienst erwerben kann, den alten romantischen Plunder von unsern Bühnen zu fegen.

Von den Musen und Grazien der Mark läßt sich jetzt bitterwenig sagen. Sgra. de Carmen Montenegro, die vor einem halben Jahre in Venedig feierlich Fiasco gemacht hat, war im Stande, die Besucher des Königsstädter Theaters in den siebenten Himmel des Entzückens zu versetzen. Freilich, gegen ihre Vorgängerin, Mad. Schieronius-Mulli, gehalten, vermochte sie Wunder des Gesanges zu leisten. — Hr. Commissionsrath Ritter Serf hat neulich dem Könige versichert, er bemühe sich jezunder, die nationale Poesie zu heben. Für's Erste hat er mit den Fenzl'schen Pantomimen und Clownsprünge den Anfang gemacht. Alles umsonst! Die Einnahme beträgt an jedem Theaterabend nach wie vor kaum 40 Thaler. — Im königl. Opernhause gastirten Hr. Erl vom k. k. Hoftheater in Wien und Hr. Neer, Beide recht angenehme, aber mittelmäßige Sänger. Im Schauspielhause feiert jetzt der treffliche Saison vom Stadttheater zu Hamburg wohlverdiente Triumph. — Ein neues Fabrikat von Scribe, das die Leute bei einer Hitze von mehreren zwanzig Graden in das Theater locken soll, nennt sich „Adam und Eva“. Das Kurzweiligste an dem ganzen Stück ist sein Titel. — Der Sommer scheint den Bretern überhaupt nichts Neues zu bringen. Aber wie könnte es anders sein? Im Sommer arbeitet Alles. Das Genie flieht in die Einsamkeit, nicht um auszuruhen, sondern um den großen Gedanken, die schöne Idee, die gewaltige Phantasie, die still und lautlos, wie Frühlingsblumenkerzen, in seinem Innern sich entzündeten, leibhaftig und sinnlich-schön in Worten, Farben, Tönen auszudrücken. Ceres, Bacchus und Pomona versprechen uns heuer eine goldene Erndte; vielleicht läßt auch Apollo sich gnädig herab, unsern Dichtern von Zeit zu Zeit die himmlischen Musen zu senden, damit auch das Genie zu seiner Zeit reichliche Früchte trage. Für den Spätsommer und Herbst ist die Aufführung mehrerer neuer Stücke versprochen. Obwohl ich nicht zu denen gehöre, die für Hrn. v. Rüstner schwärmen, so muß ich doch offen bekennen, daß noch keiner der frühern General-Intendanten so eifrig bedacht war, Abwechslung und Mannigfaltigkeit in das Repertoire der Hofbühnen zu bringen, wie Hr. v. Rüstner. — Ein höchst origineller Kunstgenuß steht uns bevor.

Kurz nach der Rückkehr des Königs soll nämlich die ganze Trilogie des Aeschylus über die Breter gehen. Hr. Prof. Franz hat dieselbe meisterhaft übersetzt und Meyerbeer die Chöre componirt. Natürlich plagt alle Welt vor Neugier, wie Aeschylus-Franz-Meyerbeer sich wohl im Kothurn ausnehmen mag. — Einen seltenen, unvergeßlichen Genuß gewährten uns die Concerte des Hrn. Félicien David. Es liegt ein Reiz, ein bisher unbekannter Zauber in dieser einfachen, tief poetischen Musik, den wir vergeblich in Worte zu fassen suchen. David hat sich alle Mittel, die die Kunst der Instrumentirung in ihrer Entwicklung bis auf Hector Berlioz dem Componisten darbietet, vollkommen angeeignet. Und dennoch kann es nichts Einfacheres, nichts Klareres geben, als seine Compositionen. Es war ein genialer Wurf, daß David das Wüstenleben in Musik setzte. Welche gewaltigen Empfindungen müssen in dem Menschen auftauchen, wenn sein Auge die stille, unermessliche Wüste erblickt, wenn er schweigend und einsam auf hohem Kameel den klingenden Sand-ocean durchschiffet. Die Situation ist durch und durch poetisch.

Das Corsovergnügen, diese Mißgeburt des Berliner Becken-Aristokratismus, hat auf Verlangen der officiellen Corsoisten, die sich zum Sterben langweilten, eingestellt werden müssen. Hätten nicht so viele junge Damen mit allerliebsten Rotürriergesichtern den famösen Carossenraout mitgemacht, so wären wahrscheinlich Pferde, Kutscher, Bediente und Herrschaften mitten im Thiergarten schlafen gegangen. Bessere Geschäfte, als der adlige Corsoverein, macht jetzt Hr. Kroll. Dieser unternehmende Mann arrangirt fast allabendlich in seinem prachtvollen Etablissement vor dem Brandenburger Thore die großartigsten Concerte, Feste, Bälle u. s. w. Hr. Kroll ist ein Mann von vieler Bildung und gutem Geschmack; aber er ist strenger Royalist, und deshalb leiden seine Arrangements unter den lästigen Dehors einer höfischen Etikette und jener glacirten, kalten Pracht, mit der der Absolutismus so gern kokettirt. Uebrigens amüsiren sich unsere Radicals bei Hrn. Kroll eben so gut, wie ihre politischen Gegensüßler. — Der öffentlichen Vergnügungen ist jetzt kein Ende. Wir wälzen uns förmlich in Duple-, Triple- und Quadruple-Concerten. Aber unter allen diesen Raouts stehen die italienischen und chinesischen Nächte des Hrn. Kroll obenan. Nichts Köstlicheres, als solch' eine italienische oder chinesische Nacht! Man fährt Abends um 10 Uhr mit oder ohne Maske, mit oder ohne Domino nach dem Thiergarten, flattert, ein loser Nachtvogel, in den prächtigen Sälen oder dem in Feuer gebadeten Garten des Kroll'schen Etablissements umher, nimmt die grotesk-komischen Aufzüge, Tänze, Feuerwerke in Augenschein, und flieht sich endlich, wenn der Morgen dämmert, heimlich fort.

Ich könnte Ihnen nun noch erzählen, wie aus allen den großartigen Projecten und Plänen, mit denen Ber-



lin vor einiger Zeit schwanger ging, richtig nichts geworden ist. Aller ich will Ihr Ohr mit dieser Passionsmusik verschonen. Es sollte mir auch leid thun, Ihr Blatt zu einem Herbarium für vertrocknete Berliner Illusionen zu machen. Daß solche Unternehmungen, wie die Zeitschrift für Recht und Besiß und der Huber'sche Janus von dem scharfen Hauche der Zeit verwehet werden, dazu können wir uns nur Glück wünschen. Daß aber unsere besten Projecte in Nichts zerfallen, das wurmt uns. Wir leben einmal in einer Zeit der allgemeinen Enttäuschung. Unsere kühnsten Entwürfe scheitern an den verborgenen Klippen des Egoismus, unsere besten Hoffnungen nehmen Reißaus vor dem Gefleß der kleinen officiellen Hunde, die jeden Augenblick dem rollenden Wagen der Zeit in die Speichen fallen. Blätter, die wir in unser Herzblut tauchten, müssen verwelken in der schwülen Luft unserer Culturtreibhäuser und wie falbe Herbstblätter zerfliegen. Zähne, selbstsüchtige Leidenschaften zerreißen das schöne Band, welches die Besten unter uns zu gemeinsamen Thaten vereinte. Trauernd stehen wir auf den Gräbern unserer Hoffnungen und zählen die Grabsteine, um den Verlust in seiner ganzen Größe zu empfinden. Und was ist schuld an diesem bitteren Verlust? Unsere eigene Mattigkeit, unsere Hast und Ueberreiztheit. Wir haben das Herz durch das Denken, durch den Geist unterdrückt. Das wirkliche praktische Leben will noch immer keine Wurzel unter uns schlagen. Darum müssen wir das Herz emancipiren und ausbilden. Wir müssen Thaten versuchen. — Da hat z. B. irgend Einer ein köstliches Project ausgedacht. Wird es die Reise aus dem Gehirn in das Herz und Blut und von

da in die Muskeln und Fingerspitzen machen? Bewahre! Es wird hin und her gedacht, und nachdem Alles reiflich überlegt und bedacht worden ist, bleibt das Project was es war — ein Project. So ist es mit den Vereinen für das Wohl der arbeitenden Klassen, mit den Handelschiedsgerichten, mit den Hypothekbankprojecten und allen übrigen Planen und Projecten ergangen. Daß aber auf der andern Seite solche Projecte, die dem Zeitgeiste in's Gesicht schlagen, reißiren werden, das fürchten wir nicht. Unsern patriotischen Hierarchen wird es nicht gelingen, den Verein der protestantischen Freunde, der täglich an Umfang und Festigkeit gewinnt, zu zerstören. Die Zukunftsfaat, die der würdige Pfarrer Wislicenus in Halle ausgestreut hat, wird von den Erlassen der kirchlichen Behörden nicht zermalmt werden. Und wenn jetzt das Cultusministerium beabsichtigt, auf allen preussischen Schulen und Universitäten solche Lehrbücher einzuführen, die mit dem dogmatischen Christusglauben in bestem Einklange stehen und einzig und allein die Bibel als normative Autorität des Glaubens aufstellen: so dürfte es wohl bald die Erfahrung machen, daß eine derartige Maßregel geradewegs unausführbar ist. Hr. Prof. Gelzer, der von dem Hrn. Minister Eichhorn beauftragt ist, Geschichtscompendien nach einem christlich-dogmatischen Schema zu compiliren, wird praktisch den Beweis liefern, daß das Prognostikon, welches ich der von dem Ministerium beliebten Maßregel gestellt habe, richtig ist. Jene Zeit, wo stupide Jesuiten die alten Classiker und die Lehrbücher der Geschichte in majorem Dei gloriam castrirten, ist längst vorüber.

L. R.

## Literatur und Kunst.

### Christliche Poesie.

Auch ein Dichter! Wie man im neunzehnten Jahrhundert noch so triviale Gedichte zu veröffentlichen wagt, wie die in Darmstadt erschienenen von einem gewissen Casimir Köspe, ist wahrhaft unbegreiflich. Referent ist lange nichts Faberes in die Hände gekommen. Der Merkwürdigkeit wegen theilt er nur ein Paar der ersten Strophen mit:

„D — fürchtet Gottes Rache,  
Und treibt nicht frechen Scherz

Mit einer heil'gen Sache,  
Denn später macht's euch Schmerz!“

„Was Rache und was Reue,  
Was Gott und was der Schmerz?  
Mich lächert heil'ge Scheue!“  
So spricht ein lustig Herz . . .

In dieser Manier ist das Meiste gehalten. Wenn dieser Dichterling doch erst denken lernte, denn könnte er das, würde sein Buch nicht von so kolossalem Unsinn strotzen. Von Poesie hat er keinen Begriff, selbst die Hauptregeln der poetischen Form scheinen ihm unbekannt zu sein, denn bei ihm heißt es im wahren



Sinne des Wortes: Reim dich, oder ich freß dich! Zu den non plus ultra Reimen unsrer deutschen Poesie gehört z. B. folgender Vers:

Es ist die Pforte dorthin, wo die Seele  
Gerichtet wird, wie sie's vor Gott verdient,  
Wo die Gerechtigkeit für Alle blind  
Allein obwaltet, in des Geistes Helle.

Solche Gedichte gereichen unsrer Literatur nur zur Schande! Hatte denn der gute Köpfe keinen Freund, der ihn abhielt, sich öffentlich zu blamiren? 6.

Gedichte von Adolf Ebeling. Heidelberg, 1845.

Daß die gesammte moderne Zeitrichtung eine überwiegend subjective; daß es trotz der lebendigen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines Zurücktretens der Subjectivität, wo es sich um tüchtige Wirksamkeit, um fruchtbringendes Eingreifen in den Gebieten der Literatur wie des Lebens handelt, nur wenigen höher strebenden Geistern gegeben sei, sich in dem erforderlichen Maaße zu objectiviren, und dadurch erst ihren Bestrebungen den wahren Werth zu verleihen: das zeigt sich nirgend mehr, als in den jetzt erscheinenden Producten der Poesie, namentlich aber hier wieder der lyrischen Poesie. Und das hat wohl zumeist seinen Grund in der allerdings richtigen, dennoch aber zu einseitig aufgefaßten Ansicht, daß die Lyrik gerade subjective Anschauung vorzugsweise bedinge, von subjectiver Auffassung und Darstellung getragen werden müsse, um eine Eigenthümlichkeit zu bewahren, da ihre Gegenstände an und für sich im Allgemeinen stets und überall dieselben bleiben. Vorzugsweise in H. Heine (dann auch in Fr. Rückert's späteren derartigen Productionen) hat dieses einseitige Vorwalten der Subjectivität den Culminationspunkt gefunden. Der Grundsatz seines Wesens ist Egoismus, und alle seine bewußten oder unbewußten Nachahmer haben, gewöhnlich aber ohne sein poetisches Talent und ohne seinen Geist, diese äußere Seite seines Strebens vorzugsweise cultivirt, und es ist da die Schattenseite desselben, die in maßlosem Selbstgefühl, in lächerlichster Arroganz, in jämmerlichster Eitelkeit sich bläht und brüestet, nur um so schroffer und widerwärtiger hervorgetreten, da man bei ihnen die Berechtigung zu solchem Gebahren durchaus vermisst, welche für ihr Vorbild eben in Heine's Eigenthümlichkeit, in einer gewissen Ursprünglichkeit seines poetischen Geistes gefunden werden könnte. — Ausreichende Veranlassung zu diesen Bemerkungen geben uns die vorgenannten „Gedichte“, deren Verf. diese Eitelkeit, ja wir müssen sagen, diese Anmaßung, geradezu auf die Spitze stellt. Spricht er doch in einem Gedichte zu seinem Vater: „Ich bin der Sänger einer, sei stolz auf Deinen Son“ — soll heißen: Sohn; der Verf. gefällt sich, wie überall, so auch hierin affec-

tirend, in einer möglichst barocken Orthographie, der wir indes ferner nicht folgen werden. — Ferner: „Offen steht die goldne Halle, als Gewächter tret' ich ein; werde, schläft mein Geist hinüber, (sic!) hier wie dort unsterblich sein.“ Oder: „Die den Dichter in mir ehren, lieben und bewundern mich.“ Doch es ist ekelhaft, dergleichen Selbstberäucherungen weiter zu verfolgen, obwohl es an Stoff dazu nicht fehlt, da der Verf. einen ganzen Abschnitt seiner Sammlung — den ersten — dieser Lobhudelei widmet, und auch außerdem, wo es nur möglich, auf dieses Lieblingsthema zurückkommt. Und wäre das etwa in naiv-kindlicher Unschuld geschehen — nun, so möchte man es noch allenfalls mild als eine Verirrung bezeichnen; aber er will hochmüthig, er will arrogant sein, denn er spricht: „Ob sie meine Worte nennen stolz und eitel, gilt mir gleich.“ Dabei hat er aber vergessen, daß der wahre Dichter aus reiner Quelle des Innern zu schöpfen hat, daß Eitelkeit und Anmaßung, wie dem Künstler, so dem Dichter, die Pforte des Heiligthums verschließt, die nur dem bescheidenen Sinne sich öffnet, weil Kunst und Poesie höhere und heiligere Zwecke als die der blinden Selbstvergötterung der Pygmäen haben, welche als Träger derselben sich geriren. Und was berechtigt den Verf. zu solcher Eitelkeit? Er besitzt ein leicht gestaltendes, formelles Talent, Reinheit und Gewandtheit der Diction, und einen fließenden, leichten Versbau, auch in weniger gebräuchlichen Formen, dem indes hin und wieder mehr Abwechslung zu wünschen wäre; denn auch die sogenannten „neuen Weisen“ geben nur Reime gleichlingender, aber Anderes bezeichnender Worte, die denn auch unrein geworden sind; z. B. Saat und saht, Held und hält, Aug' und auch u. s. w. Und was soll man zu solchen Spielereien sagen, die an und für sich hingehen möchten, wenn nicht der Verf. eben durch die Nähe, die er sich giebt, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, ihre Absichtlichkeit, damit aber zugleich ein rein äußerliches Streben verriethe, das sich freilich in der ganzen Sammlung zeigt und unwiderleglich darthut, daß ihm das wahre, höhere dichterische Talent mangelt. Ursprünglichkeit, Kraft und Empfindung, neue Anschauung der tausendfach schon behandelten Gegenstände suchen wir vergebens; überall treten fast störend die Vorbilder des Verf. dem Leser entgegen, und das hohle Pathos, dem wir nicht selten begegnen, die gemachte Sentimentalität, der leere Wortkram und die Gespreiztheit, welche jeden noch so unbedeutenden Gedanken „auf ein Blättchen schreibt“ und ihn dem Publikum als etwas Neues und unendlich Wichtiges anpreisen möchte — kann nur den äußerst flüchtigen oder gänzlich unkundigen und unpoetischen Leser auf kurze Zeit täuschen. Zu diesen müssen denn auch die „vielen Menschen“ gehört haben, die, wie der Verf. behauptet, gekommen sind, „seine Lieder zu vernehmen“, die ihm „in lautem Preisen stolz (?) die Hand gedrückt und die Krone ihm verheißten“ (S. 176) — wir be-



neiden sie und ihn nicht darum! Die zweite Abtheilung, in der er sich bemüht, Zeitgedichte zu liefern, kokettirt mit Freiheit, Glauben, Vaterland u. s. w., aber auch da scheint die tiefere Ueberzeugung zu fehlen, man vermisst die innere Wahrheit, und die Leisetreterei, wo es gilt, ist unangenehm. Auch hier ist nach Vorbildern gearbeitet, aber keins ist erreicht — höchst trivial ist alles Gebotene. — So viel für das Publikum; für den Verf. selbst hat die Kritik kein Wort. Wer von sich selber ohne Erröthen drucken lassen kann: „Meine Gedichte sind gut“ (S. 205), der steht über — oder unter — der Kritik.

Aus den Liedern eines Schweizers. Zürich, Meyer und Zeller. 1845.

Ein völlig entgegengesetztes Gepräge trägt diese Auswahl von Zeitgedichten, die wir am genügendsten mit der Bezeichnung „politische Lieder“ unsern Lesern zu charakterisiren glauben. Ueber die Berechtigung dieser Gattung in der Poesie ist jetzt keine Discussion, wenigstens hier, mehr zulässig; „was ist, ist vernünftig“, behauptet ja Hegel. Ein großer Vorzug dieser Lieder ist die innere Wahrheit, die ohne Rückhalt frisch und frei ausgesprochene Ueberzeugung, das warme Leben, das uns aus allen, freilich mehr oder weniger stark, entgegenpulsirt. Hier ist keine Geschraubtheit, kein Kokettiren mit Gesinnung und Gefühl; wie der Verf. es ausspricht, so meint er's auch im tiefinnersten Herzensgrunde — entschieden stellt er seine Ansicht hin, aber ruhig, und wenn auch tief ergriffen, doch ohne Bitterkeit, begeistert, doch besonnen und ohne jene Leidenschaftlichkeit, die ohne Rücksicht Alles verlegt. Die edle Ruhe und Würde des Mannes verleugnet sich auch da nicht, wo die Geißel der Satyre geschwungen wird, wo die Pfeile des Humors, der Stachel des Spottes eindringlich gebraucht werden. Daß die in dieser Gattung der Poesie der Behandlung dargebotenen Gegenstände sich auf engeren Kreis beschränken, ist natürlich; aber der Verf. weiß seiner Gabe durch die speciellen Bezüge auf sein Vaterland, die Schweiz, und auf helvetische Zustände und Verhältnisse ein neues Interesse zu geben, während doch diese Rücksicht den Blick für das Allgemeine ihm nicht trübt, das in dem Speciellen wie in einem Spiegel reflectirt. Hier ist die Subjectivität allerdings nicht untergegangen, aber sie hat sich bis zu einem gewissen Grade der Objectivität verklärt, der sie — wie es sein soll — als Dienerin sich unterordnet, gleichzeitig aber durch das Bewußtsein, für ein Höheres, die Idee, zu streben, selbst erhoben und vor Trivialität bewahrt wird. „Der Geist schafft sich die Form“; das, wenn auch keineswegs eine absolute und unumstößliche Wahrheit, bewährt sich auch hier. Der tief empfundene, poetische Gedanke tritt in abgerundeter, ansprechender Form, in passend drapirtem Gewande vor den Leser

hin, und wenn auch in derselben keine Originalität merkbar wird, so verlegt doch auch nicht das Hasschen nach derselben, die gespreizte Absichtlichkeit, die sich das Ansehen der Originalität geben möchte. Wen wahre, frische Begeisterung für das, was dem Vaterlande Noth, wohlthuend berührt und anregt, der wird kleine, einzeln vorkommende Verstöße (z. B. trägt, statt trägt, u. dergl.) dem wackern Verf. vergeben.

Aus der Kirche. Zeitgedichte von Heinr. Alex. Seidel. Parchim, Hinstorff. 1845.

Was diese Dichtungen wollen, deutet ihr Titel klar genug an: sie beschäftigen sich mit den Bewegungen unserer Tage auf religiösem Gebiete, mit Aufklärung, Rationalismus und dem Aehnlichen, mit Protestantismus, mit dem heiligen Rocke zu Trier, mit der bairischen Kniebeugungsfrage und König Ludwig's Walhalla, natürlich in satyrischer, doch harmloser Weise, der wir nur mehr Salz wünschen möchten. Die Form ist zufriedenstellend, sie zeugt von Talent und Gewandheit — die Gesinnung ehrlich und offen, sie spricht sich klar und offen aus, und wem der Standpunkt des Verf. behagt, der wird diese poetischen Ergüsse mit Freude lesen. Dieß das Urtheil der unbefangenen Kritik, die nun aber auch eben so wenig hier verschweigen mag, daß sie jenen Standpunkt, den der Orthodorie, des Pietismus im vulgären Sinne, als Gegensatz zu den Bestrebungen der Lichtfreunde, nicht als den ihren anerkennen kann. Sie huldigt dem Fortschritte, bekennt sich zu dem Grundsatz der Perfectibilität auf jedem Gebiete menschlichen Lebens und Strebens, auch auf dem religiösen, und während sie gern auch die unumwunden ausgesprochene, gegentheilige Herzensüberzeugung mit Achtung anerkennt, kann sie doch auch andererseits ihr Bedauern nicht bergen, daß ein offenes Talent, gewiß zu eigenem inneren Nachtheile, einer einseitig beschränkten Lebensanschauung sich hingiebt.

81.

David's-Parfe. Die Psalmen, dichterisch, gereimt und dem biblischen Grundtexte getreu. Für Kirche, Schule und Haus. Von Ernst Müller. Saalfeld, Selbstverlag des Verfassers. 1844.

Die Psalmen, diese herrliche Blüthe orientalischer Poesie, sind wiederholt in verjüngtem, zeitgemäßerem Sprachgewande dem Volke geboten worden; aber ein großer Theil dieser poetischen Umarbeitungen weicht entweder mit zu kühner Freiheit zu sehr vom Originale ab, oder es ist in ihnen eine Metrik zu Grunde gelegt, die der Laie nicht als solche erkennt, und die, ihm unbewußt, vor ihm vorübergleitet. Wir stimmen daher ganz mit dem Verfasser überein, wenn er in der Vorrede sagt: „Viele Versuche einer metrischen Einkleidung



der Psalmen verfehlten ihren Zweck, weil man von dem einseitigen, den nationalen Charakter und Geschmack nicht genug berücksichtigenden Grundsatz ausging, daß verdeutschte poetische Stücke des Alterthums nicht den Geist allein, sondern auch die sprachliche Einkleidung und Form ihrer Zeit möglichst treu wieder darstellen müßten. Wenn auch dieser Grundsatz zum Behufe eines wissenschaftlichen Bibelstudiums und der orientalischen Alterthümer durchaus wahr ist, so muß derselbe dennoch für den Zweck einer populären Erbauung als falsch verworfen werden. Der Geist ist das unveränderliche Ewige, aber die Form, der Buchstabe modificirt sich nach den Verhältnissen und der Culturstufe der verschiedenen Zeiten und Völker. Die deutsche Volksthümlichkeit hat sich noch niemals mit dem Versbau vorchristlicher Zeiten recht befreunden wollen, und selbst die in der poetischen Literatur klassisch gewordenen Hexameter und Pentameter haben ihre Geltung nur auf einer gewissen Höhe individueller Culturstufe zu erhalten vermocht, zu den niedrigen Volksklassen herab sind sie noch nicht gelangt.“ — Namentlich will Hr. Müller bei derartigen Bearbeitungen viel Gewicht auf Rhythmus und Reim gelegt wissen, die nach seiner Ansicht im Reiche der Poesie dem Laien dasselbe sind, was im kirchlichen Leben ihm die äußere Tempelpracht und die liturgischen Ausschmückungen. Fragen wir nun, wie in dem vorliegenden Werke die eben so mühsame als verfängliche Aufgabe gelöst worden ist, so kann nicht geleugnet werden, daß es auf eine befriedigende Weise geschehen. Denn die Bearbeitung, welche von Fleiß

zeugt, ist dem biblischen Grundtexte getreu und die Gedankendarstellung einfach, klar, poetisch-frisch und correct. Das Versmaß bewegt sich fast durchgängig in fünffüßigen Jamben. — Mit Recht kann Referent dieses Buch als Erbauungsbuch für Kirche, Schule und Haus empfehlen.

Oberösterreichische Lieder von C. A. Rattenbrunner. Vinz, Vincenz Fink. 1845.

Eine Sammlung sangbarer, naiv-gemüthlicher Lieder, die jedoch eine sorgfältigere Auswahl und strengere Feile erheischte. Im Vorworte sagt der Verf. über ihre Entstehung: „Im Jahre 1842 hatte mich aus meiner schönen, grünen Heimath Oberösterreichs das Berufsleben in die Hauptstadt des Kaiserthums geführt. Vieles Neue nahm Geist und Thätigkeit in Anspruch, und die ernstere Muse fand im Kreise literarischer Freunde Stoff und Anregung. Aber bei dem Herannahen des Frühjahres 1843 erwachte im treuen Herzen des Oberländers eine tiefe, mächtige Sehnsucht nach den Bergen und Menschen der Heimath, und dieser Drang hatte mich so lebendig ergriffen, daß ich der erregten Phantasie nur spielend zu folgen brauchte, um inmitten meines Volkes zu sein, und das niederzuschreiben, was mich erfüllte. — Dies Bändchen entstand, auf Morgen- und Abendspaziergängen gedichtet, im Laufe weniger Monate. Mitten im Getriebe eines fremdartigen Lebens hatten sich all die mitgebrachten Liederkeime schnell und in drängender Fülle zu eben so vielen Liederblumen entfaltet.“ 19.

## D r e s d e n .

### C o n c e r t .

Sonnabend, 19. Juli. — Im Theater:

**Violinvorträge** des Hrn. **G. Riesewetter** aus Hannover, in den Zwischenacten.

Wenn sich auf unsrer Bühne ein Künstler in den Zwischenacten hören läßt, so sind wir gewöhnt, unsere Anforderungen von Hause aus zu mäßigen; denn Virtuosen ersten Ranges greifen bei uns nicht zu diesem Mittel der Production; sehr selten nur thut es einer zweiten Ranges, und meistens sind es junge, von irgend einer Seite her gut empfohlene Talente, welche hier auf solche Weise sich produciren. In die letztege-

nannte Klasse wollen wir denn auch Hrn. R. setzen, dessen Spiel nicht gehört zu haben, nicht grade als ein unersehlicher Verlust anzusehen sein würde, da seine Leistungen von sehr vielen Violinspielern der Gegenwart, auch in unserer Kapelle, nicht nur erreicht, sondern übertroffen werden. Eine gründliche Schule, eine in höherem Grade ausgebildete Technik, wozu denn reine Intonation in allen, auch den schwierigsten Lagen, volle Sicherheit und gleichmäßige Festigkeit in den verschiedenen Stricharten unbedingt gehört, fordert man heut zu Tage mit vollstem Rechte von jedem Solospieler, ja mehr oder weniger von jedem tüchtigen Ripienisten. Dazu berechtigt die hohe Stufe der Ausbildung, welche das Violinspiel seit etwa zwanzig Jahren erreicht hat, und das leistet auch Hr. R. Aber Höheres — das, was eigentlich erst den Spieler zum Künstler stem-



pelt, haben wir bei ihm vergebens gesucht. Sein Ton ist weder voll, oder groß und kräftig, noch grazios — er ist matt und schaal; seine Bogensführung zu kurz, wir möchten sagen: gehackt, was besonders in dem ersten Satz des dritten Concerts (E-moll) von Bériot — weniger doch im Adagio — sich herausstellte, wo nicht selten der Fluß der Cantilene durch den unnötig schnell wechselnden Auf- und Abstrich zerrissen erschien, obwohl er die zum Theil sehr schwierigen Passagen, namentlich gegen den Schluß hin die Flageolettfiguren, mit achtungswerther Fertigkeit und Sicherheit vortrug, welche sich eben so in den zum Theil wenigstens schwierigen Variationen des Souvenir de Bellini bewährte. Wenn aber das Adagio in diesen, wie das von Bériot, unabwieslich einen markigen Ton, vor Allem Tiefe der Empfindung verlangt, so konnten wir davon nichts gewahren. Der Ausdruck des Gefühls erschien als ein äußerlich gemachter; nicht Innigkeit, sondern Weinerlichkeit offenbarte sich darin — und die vielen, nicht selten unpassend eingestreuten Ritardando's ersetzten diesen Mangel nicht. Dem Gesamtvortrage fehlte die Begeisterung, das frische, innere Leben, was erst die Reproduction zu einer wahrhaft künstlerischen macht. Die Piecen wurden nur gespielt, nicht vorgetragen, und wenn ein Schauspieler seine Rolle gut memorirt und sie mit irgend welchem Pathos den Zuschauern vordeclamirt, so werden wir das doch immer nicht als tüchtige Darstellung der Rolle bezeichnen können. Wir wollen Hrn. K. keineswegs Talent absprechen, aber die höhere Kraft desselben, die Intensität, welche den Spieler erst als Künstler erscheinen läßt, vermochten wir nicht in ihm wahrzunehmen. Möglich, daß die Freiheit seines Vortrags durch das wieder einmal sehr mangelhafte Accompagnement in etwas gehemmt ward, das wir schon einmal zu rügen gehabt und dessen Schuld vorzugsweise dem leitenden Vorgeiger beigemessen werden muß, der sich trotz alles Tactirens durchaus nicht an den vortragenden Künstler anzuschmiegen vermag (und das ist ein Unrecht gegen den Künstler, wie gegen die Kapelle selbst, deren wohlverdienter Ruf dadurch fahrlässig beeinträchtigt wird!); jedenfalls aber konnte dieser bedauerliche Umstand nicht von so bedeutendem Einflusse werden, daß das künstlerische Element, wenn wirklich vorhanden, ganz und gar hätte in den Hintergrund treten sollen. — Der dem Künstler gespendete, zum Theil reichliche Beifall war, wie wir das hier bisweilen zu bemerken Gelegenheit haben, ein gutmüthig der technischen Leistung gezollter.

Bei dieser Gelegenheit vergönne man uns ein Wort der Rüge über einen Uebelstand, den zwar unser Theater mit sehr vielen andern theilt, dessen Abstellung indes nicht nur möglich, sondern sogar unabwiesliche Pflicht ist. Wir meinen die oft wahrhaft Indignation erregende Wahl der Musikstücke zur Aus-

füllung der Zwischenacte. Geht diese Wahl vom Vorgeiger aus, oder von wem sie sonst wolle, sie ist häufig so geschmacklos, die ausgeführten Piecen sind oft so trivial, monoton, ja erbärmlich, daß man sich unwillkürlich in eine Kunstreiterarena versetzt glaubt. Mag es sein, daß ihnen selten mehr als eine flüchtige Aufmerksamkeit geschenkt wird: es wirft ein schlechtes Licht auf das Kunstbewußtsein einer Kapelle, solche langweilige Fadaisen dem Publikum eines Hoftheaters aufzutischen, und einzig und allein schon aus diesem Grunde, vieler andern hier zu geschweigen, müßte das unbedingt geändert werden — und es kann geändert werden!

W. J. S. G.

## Königl. Hoftheater.

Donnerstag, 17. und Freitag, 18. Juli:

**Lucrezia Borgia.** Tragische Oper in 3 Acten, Musik von Donizetti. — „Maffio Orsino“, Hr. Schwarz, vom k. k. ständischen Theater in Prag, als Gast.

Die Gegenwart ist nicht eben reich an wirklichen, frischen und klangvollen Contra-Altstimmen. Den mancherlei Gründen dieser Erscheinung nachzuforschen, ist hier nicht der Ort; nur die Bemerkung möge man uns verstaten, daß jener Mangel zum Theil durch die Gesanglehrer verschuldet wird, welche die natürliche Stimmlage verkennend, die ihnen etwa vorkommenden Altstimmen durch naturwidrige Behandlung nicht selten in (schlechte) Soprane zu metamorphosiren sich bemühen, wobei sie durch die unbegreifliche Eitelkeit so mancher der Angehörigen, die durchaus die jungen Dämchen nicht wollen Alt singen lassen, kräftigst zum Verderben manches schönen Talents unterstützt werden. Freilich, auf dramatischem Gebiete ist auch gar wenig Ausbeute für Altstimmen, denn die Zeiten, wo Rossini seinen „Tancred“, seine „Semiramis“, seine „Donna del lago“ schrieb, gehören fast schon einer verklungenen Märchenwelt an, von der wir hier kaum noch etwas zu sagen wissen, und neuerdings hat fast nur Donizetti in seiner „Linda von Chamouny“, „Maria di Rohan“, und der hier zur Sprache kommenden Oper für eine Altistin etwas gethan, da die kleine Partie des Puck in Weber's „Oberon“ kaum mitzugählen und die der



Fatime ebenda vom Componisten für einen zweiten Sopran bestimmt ist, obwohl sie ihrer Haltung nach, musikalisch und dramatisch, wohl für eine Altstimme sich eignen möchte. Ein so beschränktes Repertoire ist denn freilich wenig geeignet, Sängerinnen oder Bühnendirectionen zu locken, und um der ersteren willen andere Partien mund- und fehlgerecht zu machen, wie ein solcher, dem Vernehmen nach, mißglückter Versuch für unsern Gast mit dem Bellini'schen Romeo in Prag gemacht worden, ist denn doch nicht nur ein Wagestück, sondern ein Mißgriff. Das Vorhandensein eines derartigen Repertoiremangels wird nun aber um so schmerzlicher fühlbar, wenn eine Sängerin mit so schönen Mitteln begabt auftritt, wie dies bei der jungen Künstlerin der Fall, die wir heute gehört. Eine kräftige, jugendlich-frische, glockenreine Stimme, in welcher Fülle des Klanges — obwohl für die Anforderungen höchster Tragik vielleicht nicht ganz ausreichend — mit Weichheit und Innigkeit sich vermählt; dabei eine reine Intonation (das einmalige Schwanken im ersten Acte haben wir wohl auf Rechnung einer deutlich hervortretenden Befangenheit zu setzen); natürlich-leichte und angemessene Tonbildung, die nur beim Vortrage der Ballade im 1. Acte in den tieferen Chorden, z. B. beim eingestrichenen d und e, einen Gaumenbeiklang offenbarte, der indeß im Verfolg der Partie sich verlor; eine tüchtige Gesangesausbildung, die nur bisweilen, namentlich auch in der noch etwas steifen Coloratur, noch zu schulmäßig, d. h. nicht künstlerisch frei und selbstbewußt genug erschien — das Alles, verbunden mit einer seltenen Klang-Gleichmäßigkeit aller Chorden und mit einem ausreichenden Stimmumfang (von a bis zum zweigestrichenen g nach der heutigen Partie; doch scheint die Künstlerin sowohl in der Tiefe als in der Höhe leicht und ungezwungen noch mehre Töne weiter gehen zu können), muß einen wohlthuenden Eindruck erzeugen und uns ein bedeutendes Talent offenbaren. Auch die Aussprache ward allmählig deutlicher und bestimmter, und selten nur ließ sich ein Dialect-Anklang vernehmen; doch hindert die falsche Aussprache des r, in der Kehle, die freie Tonentwicklung, und das Anstoßen der Zunge beim s, wenn auch nicht sehr bedeutend, thut der Deutlichkeit Eintrag. Der Vortrag erschien durchdacht und angemessen; doch will es uns bedünken, als neige die Individualität der jungen Künstlerin vorzugsweise dem weichen, elegischen Genre sich zu, wenn auch ihre äußere Erscheinung das weniger vermuthen läßt; als fehle ihr wie die Tiefe höherer Tragik, die Kraft dramatischer Leidenschaft, so die kecke, lebenslustige Frische, der Champagnerschäum jugendlich-sorglosen Uebermuthes, wie ihn die Partie des Orsini an mehreren Stellen fordert. Für das Vorhandensein des ersten Mangels spricht der Vortrag des, zu langsam genommenen, Duets mit Gennaro im 3. Acte, das hier sonst gemeinhin weggelassen zu werden pflegt, namentlich gegen den Schluß hin, so wie der Streit mit Subetta, und die Schlussscene der

Partie nach dem Eintreten der Lucrezia — für das des zweiten der Vortrag des bekannten Trinkliedes, der zu prosaisch, nicht keck und feurig genug erschien, wodurch auch wohl die Stille des Publikums nach dem ersten Verse desselben sich erklärt, die freilich nach dem zweiten durch bedeutenden Applaus unterbrochen ward. Charakteristisch am gelungensten war der Vortrag der Ballade im ersten Acte, obwohl dieselbe von der Künstlerin etwas verschleppt ward, und wir sie darauf aufmerksam machen möchten, daß sie das Ereigniß nicht dem Publikum, sondern ihren Gefährten zu erzählen habe; diese ganze Wendung gegen die Zuschauer und das Hervortreten in's Proscenium stört die Illusion, da man doch den anzublicken pflegt, dem die Rede gilt. Und dieser Umstand giebt uns Gelegenheit, noch mit wenigen Worten des Spiels der jungen Künstlerin zu gedenken. Eine gewisse natürliche Gewandtheit, Sinn für Rundung der Formen und Bewegungen sowohl, als für das richtige Maaß, das die feine Grenzlinie des Schicklichen zwischen dem Genug und dem Zuviel bezeichnet, haben wir eben so anzuerkennen, wie eine gewisse Sicherheit auf den Brettern, neben einem verständigen Erfassen des Charakters, in dessen consequenter Durchführung indeß ein, wie oben schon angedeutet, durch die Individualität der Künstlerin herbeigeführtes Schwanken sich bemerklich machte. Wir werden das Spiel in seiner Gesammtheit als ein verständiges zu bezeichnen haben, dem man indeß überall noch die nicht überschrittene Stufe gründlicher Vorbildung anmerkt, sofern sich diese in einem tüchtigen Einstudiren der Partie kundgiebt. Nirgend aber erscheint es als ein Product tieferer, eigenster Individualität — nirgend die einzelnen Momente desselben als aus innerster Nothwendigkeit, aus dem freien, poetischen Schaffen und Gestaltbilden der Künstlerin selbst hervorgegangen: es mangelt die Plastik der Darstellung, obwohl in kleinen Einzelheiten sich ein Talent für dieselbe ausspricht, das künstlich nicht ohne Erfolg bleiben dürfte, wenn die junge Künstlerin die innige, warme Empfindung mehr als bisher zur ersichtlichen Grundlage ihrer äußeren Darstellung werden läßt. Bis jetzt erweist sie sich im Spiel als eine talentvolle Anfängerin, als deren vornehmlich zusagendes Rollenfach wir das lyrische, elegische bezeichnen möchten. Vorzugsweise wird sie auf ihre Mimik Aufmerksamkeit zu richten haben, die noch sehr wenig ausgebildet erscheint, und der freilich auch die Gesichtsbildung nicht eben sehr zu Hilfe kommt. Der verschwimmende, sentimentale Blick paßt nicht überall hin, wenn er auch auf eine gewisse Klasse des Publikums eine bedeutende Anziehungskraft übt. Auch das Gestikuliren mit zusammengeballter Hand oder mit gespreizten Fingern ist nicht schön, weil weder — außer in einzelnen Momenten — natürlich, noch künstlerisch edel. Ausnahmsweise mögen wir hier noch des geschmackvollen und brillanten Costüms der jungen Künstlerin, doch zugleich mit dem Bedauern gedenken,



daß für ein kleidsameres Anschmiegen des zweiten, im letzten Acte, nicht mehr Seitens des Schneiders oder der Garderobiere gethan war. —

Ueber die sonstige Ausführung der Oper wäre nur zu wiederholen, was wir vor Kurzem (Beiblatt Dresden, Nr. 21) darüber gesagt haben. Hr. Bielczyk würde in der Partie des Gennaro wohlthun, die hohen Töne nicht zu sehr zu forciren und in der Vergiftungsscene am Schlusse der Oper weniger stark und grell aufzutragen: minder natürlich, wäre da ohne Zweifel künstlerisch richtiger. Ohne der anerkannt trefflichen Leistung der Mad. Ariete in der Partie der Lucrezia, die auch Seitens des sehr zahlreich anwesenden Publikums durch lebhaften Beifall und Hervorruf belohnt ward (dessen auch Fräul. Schwarz sich zu erfreuen hatte), irgend wie zu nahe treten zu wollen, können wir doch hier die Frage nicht unterdrücken, weshalb Mad. Schröder-Devrient, zu deren Gunsten zunächst diese Oper hier deutsch einstudirt worden, die Rolle der Lucrezia nicht ausgeführt, ja, weshalb diese Künstlerin, die nach Ablauf ihres sehr langen Urlaubs schon seit länger als sechs Wochen wieder hier anwesend, in dieser Zeit auch nicht ein einziges Mal aufgetreten ist? Wer trägt da die Schuld? — Jedenfalls, meinen wir, seien die pecuniären Verhältnisse unserer Bühne nicht von der Art, daß sie so ansehnliche Gagen ihren einzelnen Mitgliedern gewähren könne, um deren noch vorhandene Kräfte — fast ein halbes Jahr lang unbenutzt ruhen zu lassen.

W. J. S. S.

Sonnabend, den 19. Juli:

**Der Puls.** Lustspiel in 1 Act, von Babo. (Neu einstudirt.)

Wir haben das niedliche Lustspiel mit Vergnügen wieder auf dem Repertoire erscheinen sehen, wenn schon es in seiner zweiten Hälfte an manchen Weitläufigkeiten, zu denen besonders die eben so unnöthige als umständliche Prüfung und Vorbereitung des Vaters durch den Arzt gehört, leidet, welche das Interesse zum Ende hin eben so schwächen, als das förmliche Abtreten der Braut Seiten des Vaters an den Sohn wenigstens unserem Gefühle nach etwas Undelikates hat. Die Darstellung war eine durchaus gelungene, und namentlich war es die Rolle des Grafen, die als der einzige eigentliche Charakter des Stückes durch Hr. Ed. Devrient eine durchaus glückliche und vollständige Lösung der in ihr enthaltenen Aufgabe enthielt. Ein strenges Fernhalten von jeder Uebertreibung und die sichere Haltung des vornehmen Mannes waren es vorzugsweise, durch welche der Künstler die einzelnen, zum Theil nicht recht zusammenpassenden Seiten des Charaktergemäldes, die enthusiastische Liebe für den Sohn und eine gewisse Geckenhaftigkeit, seine Liebe zur Braut und sein sofor-

tiges Aufgeben derselben u. s. w. zu einer natürlichen und lebenswahren Individualität gleichsam zusammensittete. — Hr. Quanter als Arzt dürfte es wohl möglich gewesen sein, durch eine weniger strenge Festhaltung des mehr den Ärzten früherer Zeit eigenthümlichen, gravitätischen und steifen Recepttones, durch größere Lebendigkeit, durch schärferes und markirteres Eingreifen in den Dialog der beiden interessantesten Scenen, in denen er dem jungen Grafen und der Braut den Puls fühlt, diesen Scenen eine größere Lebendigkeit und mithin auch größere Wirkung zu verschaffen.

**Der beste Ton.** Lustspiel in 4 Acten, von Töpfer. Leopoldine von Strehlen — Frä. Herbold, vom Hoftheater zu Cassel, als letzte Gastrolle.

Wider Erwarten ist Frä. Herbold noch in einer allerletzten Gastrolle aufgetreten, allein wir müssen offen bekennen, daß durch dieselbe die günstige Meinung, die wir in letzter Nummer über die Künstlerin im Kreise des Lustspiels aussprachen, nicht durchaus bestätigt worden ist. Wir fanden Frä. H. nicht völlig als Meisterin ihrer Rolle, sie beherrschte dieselbe nicht vollständig, spielte sie mehr mechanisch ab, und das ist gerade von besonderem Nachtheil bei Rollen, deren Effect so durchaus zerstört wird, wenn ihre Grundbasen, Lebendigkeit, Wiß und Humor, mehr als Resultate eines sichtbaren Strebens, nicht als etwas Primitives, sich von selbst Verstehendes erscheinen. Eine gewisse Nüchternheit, die sich dadurch auf die Totalität einer derartigen Darstellung hinlagert, benachtheiligt dabei gar leicht auch die untadelhaften und gelungenen Theile derselben, wie sich dies auch in dem gegenwärtigen Falle kundgab.

R. S.

Sonntag, den 20. Juli. — Zum erstenmale:

**Alessandro Stradella,** romantische Oper in 3 Acten; Musik von Fr. v. Flotow.

Von der Oper in Rede ist viel Aufgehens, namentlich von Hamburg aus, gemacht worden, wo sie zuerst in Scene ging und innerhalb eines Vierteljahres zweimal die Tantieme errang. Auch an andern Orten, Leipzig, Schwerin u. s. w., hat sie bedeutenden Erfolg gehabt, und scheint ein Repertoirestück bleiben zu wollen, wenn man auch in die Hamburgischen Ueberschwänglichkeiten nicht einstimmen mochte, und auch bei uns scheint sie die erste der mancherlei Novitäten, die seit einem Jahre auf dem Gebiete der Oper uns vorgeführt wurden, zu sein, welche sich auf unserer Bühne zu halten verspricht. Das ist wohl Grund genug, namentlich bei dem Werke eines deutschen Componisten, der Ursache nachzuforschen, welche diese erfreuliche



und — gestehen wir's nur — auffallende Erscheinung hervorgerufen; denn einen wirklichen, allgemeinen Erfolg auch bei der Gesamtheit des Publikums hat in neuerer und neuester Zeit außer Forthing kein deutscher Operncomponist zu erringen vermocht. Wir finden den Grund dieser Erscheinung, um es gleich von vornherein auszusprechen, keineswegs etwa in dem hohen Kunstwerthe, wie der Dichtung, so der Musik (einen solchen erreicht, auch nur erstrebt zu haben, werden billig weder Dichter noch Componist beanspruchen!), sondern in der glücklichen Verbindung des durch und durch vorzugsweise gemüthlichen, nicht selten humoristischen Elements im Texte mit einer frischen und doch anspruchsflosen, überwiegend melodischen Färbung der gesammten Musik, und begrüßen gern in dem Componisten ein beachtenswerthes Talent, dem freilich Kraft und Tiefe der Empfindung und Erfindung mangelt, welche er indeß nicht selten geschickt genug zu verdecken weiß, und in dem wir allerdings nicht den längst sehnlich erwarteten „Regenerator der deutschen dramatischen Musik“ zu erkennen vermögen, als welchen einige gefällige Journalberichte ihn darzustellen liebten, von dem indeß in gewisser Beziehung so mancher unserer Componisten immerhin noch lernen könnte. — Wenden wir uns zunächst zur Betrachtung des Textes, von W. Friedrich, so hat sich derselbe, mit poetischer Einheit die Verschmelzung zweier Facta in eins, eine Episode aus dem Leben des als Componisten, Violinspieler und Sänger berühmten Stradella (1678 in Genua, nach Aufführung seiner mit Enthusiasmus aufgenommenen Oper: „La forza dell' amore paterno“, ermordet) zum Vorwurfe genommen. Wie der Sänger einem hartherzigen, verliebten Gecken von Vormund seine Mündel entführt; wie der Betrogene zwei Banditen dingt, um den Verhafteten recht sicher in das Jenseits zu spediren, und wie diese nobeln Leute nebst dem Vormund selber durch des Künstlers Gesang bekehrt werden und der reiche Geizhals gar ein Verschwender wird, indem er jenen Bravo's die für den Mord gebotenen vierhundert Dukaten überläßt: das ist, einschließ lich aller etwaiger Episoden, das ganze Sujet der Oper. Und daß das, ohne breit und lang zu werden, für drei Acte nicht ausreicht, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Der Text ist wesentlich lyrisch, in keiner Weise dramatisch; das beweisen die Lieder, Ständchen, Notturmo's, Wechselgesänge, oder unter welchem Namen sonst der Dichter seine lyrischen Ergüsse eingeschwärzt hat, welche überall den Fortschritt der Handlung, die freilich an sich wenig zum Vorschein kommt, aufhalten; aber die drei Acte waren nöthig, der Zeit wegen, in welcher das Factum doch nur statthaben kann — ein weiterer dramatischer Stoff lag nicht vor (hätte sich indeß wohl erfinden lassen); also... Selbst eigentlich theatralisch wirksame Situationen finden sich wenige; wir möchten dahin nur das Duett der Banditen im zweiten, und das Terzett der Weiden mit Bassi

(dem Vormunde) im dritten Acte zählen. Denn die endliche Bekehrung der Frevler ist eine zu schnell hereinbrechende, zu wenig vor dem Zuschauer motivirte (da überdies die causa efficiens, die Hymne Stradella's: „Hohe Madonna!“, der Hauptwendepunkt der Oper, musikalisch zu unbedeutend und selbst von sehr gelungenem Vortrage, wie heute hier, gehoben, zu leicht, oberflächlich und empfindungsflach ist, um nur an sich einen tiefen Eindruck, geschweige denn ein so mächtig eingreifendes Resultat zu bewirken!), als daß sie theatralisch wirksam genannt werden könnte, zumal wenn nicht ein hochkünstlerisches stummes Spiel der Theilgenommenen sie unterstützt, wie das doch von den wenigsten Repräsentanten dieser Partien erwartet werden mag. Dagegen sind glücklich gruppirte, musikalisch wirksame Gegensätze in der Dichtung vorhanden (am wenigsten im ersten Acte, der denn auch, trotz seines Aufputzes durch Masken u. s. w., ziemlich langweilig erschien), rhythmische Abwechslung, Fluß der Verse fehlt nicht, und — was braucht der Componist einer Operette mehr, um glücklich zu sein? Eine Operette, ein Singspiel aber ist das Werk nur, wenn auch in sofern von dem gewöhnlichen Begriff dieser Gattung abweichend, daß es sich ohne gesprochenen Dialog präsentiert, was jedenfalls als ein Vorzug anzusehen, zumal der Componist die Klippe der langweiligen, trockenen Recitation glücklich zu umschiffen gewußt. Daß der Dichter die Geliebte Stradella's „Leonore“, statt historisch „Hortensia“ genannt, daß er zwei Banditen durch eine Hymne bekehrt werden läßt, während das in Wahrheit dem bestimmten Bräutigam, einem venezianischen Nobile, durch die Aufführung von Stradella's Oratorium: „Giovanni Battista“, passirte, und zwar zwei Jahre vor dem, wirklich von gedungenen Bravo's vollführten, Meuchelmorde des Künstlers: das wollen wir Alles nicht urgiren, das ist — licentia poetica! Der Text ist leicht und oberflächlich, doch mit einer gewissen Grazie behandelt; der Componist hat das Seine gethan, in dieser Rücksicht dem Dichter ebenbürtig zu erscheinen, nirgend wenigstens versucht, ihn zu übertreffen, und wenn diese Bemühung für die Oper als Kunstwerk sehr wenig gewichtig in die Waagschale fällt, auf den Erfolg derselben beim Publikum äußert sie keinen geringen Einfluß, und wir machen ja selbst an sehr hoch stehenden Künstlern die Erfahrung, daß es ihnen bei ihren Schöpfungen hauptsächlich um den letzteren zu thun ist! \*)

Indirect haben wir in diesen Bemerkungen auch unser Urtheil über die Musik schon abgegeben. Einige kürzere Bemerkungen über die einzelnen, noch in Betracht zu ziehenden Punkte werden dasselbe leicht ver-

\*) Ueberdies ist die Oper vorzugsweise die Gattung, bei welcher es sich um den Erfolg beim Publikum handelt, womit natürlich nicht eine triviale und flache Behandlung derselben in Schutz genommen werden soll!



vollständigen. Ein wesentlicher, namentlich von den deutschen Componisten häufig noch zu wenig in Anschlag gebrachter Vorzug der Composition besteht, wie schon angedeutet, in ihrer Melodienfülle, und in dem leichten Flusse, der Sangbarkeit und Eindringlichkeit dieser Melodien; es ist daran, relativ betrachtet, ein großer Reichthum in dieser Oper, und indem sie sich dem Ohre an- und einschmeicheln, selbst den Vorzug leichter Behaltbarkeit haben, nehmen sie den Zuhörer unwillkürlich für sich ein, der ja selten danach fragt, ob sie wirklichen inneren Werth haben, ob sich künstlerisches Wollen und Wirken in ihnen ausdrückt, ob auch eine tiefere Empfindung in ihnen waltet, ob Kraft der Erfindung, Tiefe der Auffassung, charakteristische Färbung, Leichtigkeit und Gewandtheit in der Durchführung der einzelnen Motive in ihnen sich kundgiebt, ob diese Motive selbst von höherem Standpunkte aus als interessant und eigenthümlich bezeichnet werden dürfen, ob also in dem Ganzen die freie, selbstbewusste Kraft eines selbständig schöpferischen Talents anerkannt werden mag. Das Alles aber muß die Kritik bei dem vorliegenden Werke mehr oder minder verneinen, während der gewöhnliche Hörer, dem es ja vornehmlich um einen recht behaglichen, vorzugsweise sinnlichen Genuß zu thun ist, alle diese Anforderungen nicht stellen kann und nicht stellen mag, weil das tiefere Eingehen und Nachdenken erfordern würde, das Nachdenken ihm aber schon die Behaglichkeit stört. Es wäre ungerecht, dem Componisten dramatisches Talent absprechen zu wollen. Das schon oben bezeichnete Duett Nr. 7 („An dem linken Strand der Tiber“) und das Terzett Nr. 11 („Sag' doch an, Freund Barbarino“) bekunden ein solches ohne Zweifel, wenn auch die Individualität des Componisten eine überwiegend lyrische zu sein scheint, und gerade in diesen beiden Nummern ein Anlehn an das Vorbild Mozart's in Melodik und äußerer Gestaltung unverkennbar hervortritt; aber es fehlt ihm die tiefere künstlerische Durchbildung, ohne welche ein dramatisches Talent nimmermehr zu tüchtiger Leistung kommen kann, und der Mangel an allen größer angelegten Ensemblestücken (die Oper hat kein einziges Finale, denn das so bezeichnete Tonstück im zweiten Acte ist seiner Behandlung nach kein solches!), und an jeglicher Anwendung polyphoner Schreibart selbst in den Chören, scheint ein Stützpunkt für diese Behauptung zu sein, obwohl wir auf diesem Gebiete keineswegs ein Prunkstück mit contrapunktischer Gelehrsamkeit für angemessen erachten. Auch die Ouvertüre, in ihrer Trivialität mit den gesuchten, barock modulirenden Zwischensätzen, könnte als Beweis gelten. Eine gewisse Art von Charakteristik gestehen wir dem Componisten ebenfalls zu; nur hält sie sich zu sehr auf der Oberfläche, um klar und wirkungsvoll zu sein. Die Art und Weise seiner melodischen Erfindung erinnert an Adam und Auber, seltener an Donizetti, wenn auch nicht so, daß gerade bestimmte Reminiscenzen nachzu-

weisen wären, doch hinreichend, um an der Musik den vorzugsweise deutschen Charakter, den man ihr gewaltsam hat vindiciren wollen, bezweifeln zu können, während sie auch in dem eigentlich Pikanten und Geistreichen jene Pariser Vorbilder in ihren bessern Werken wenigstens nicht erreicht. Die Harmonie ist außerordentlich plan und einfach, was nicht selten zu Monotonie und Trivialität führt, die sich dann selbst in den rhythmischen Verhältnissen auf großartige Weise kundgiebt. An Schwung und Begeisterung ist so wenig in Auffassung als Durchführung zu denken, vielmehr bewegt sich Alles in dem kokettirenden, nichts sagenden Gleise der modernen Salonmusik; doch bleibt anerkennenswerth, daß der Componist sich von aller Effecthascherei fern zu halten gewußt hat. Daß ihn aber an der Hauptstelle des Werkes, freilich auch der schwierigsten an und für sich, nämlich der Bekehrungsarie, seine Muse auffallend im Stiche gelassen, zeugt wohl mehr als alles Andere für die nur relative Kraft seines Talents. Eines Punktes haben wir indeß noch besonders lobend zu erwähnen, nämlich der glücklichen formellen Gestaltung, der Abrundung der einzelnen Nummern, die vorzugsweise ein Eigenthum unserer transalpinen und transalpinischen Nachbarn und häufig ein beklagenswerther Mangel unserer deutschen Componisten ist, die sich nicht schämen sollten, in dieser Rücksicht von jenen zu lernen. Die Instrumentation endlich ist verständig und klar, deckt nirgend die Singstimmen, bietet indeß auch nirgend ein besonderes Interesse, das sie über die Gewöhnlichkeit erhöhe. Am gelungensten erscheinen im Allgemeinen das frische und lebendige Trinklied: „Aus mit dem Raß aus dem Faß“ (2. Act, an ähnliche Arbeiten Marschner's erinnernd), das stürmisch da-Capo begehrt und gewährt wurde, so wie die volksthümliche Romanze ebenda: „Es ist nichts so schlimm, als man wohl denkt“; eben so der Wechselgesang (3. Act): „Italia, mein Vaterland“, wo indeß einige leichte Umänderungen des Textes nicht hätten schaden können, um die Beziehungen auf den zweiten — der Länge wegen zweckmäßig ausgelassenen — Vers zu verwischen, und der Schluß der Hymne: „Selbst dem Sünder sei vergeben“, der als Hauptschluß der Oper wiederkehrt und als die einzige Stelle erscheint, in der wirklicher Schwung sich offenbart. Die Musik zu den Ballets ist doch gar zu trivial!

Hr. Tichatschek sang die Partie des Stradella mit allem Aufwande seiner trefflichen Mittel, doch ohne seine Stimme zu forciren, und mit einem, sonst nicht selten vermischten, poetischen Hauch, der die ganze Rolle in das glänzendste und wohlthuendste Licht stellte; er wußte dem Ganzen eine innig-gemüthliche Färbung zu verleihen. Als vorzugsweise gelungen erwähnen wir den Vortrag seiner Romanze von „Salvator Rosa“ (2. Act), des Wechselgesanges (3. Act), wo nur das „Itali-ja“, wie überhaupt heute wieder die zwar sehr



verständliche, aber sehr undeutsche und unschöne Aussprache, sehr störend ward, und der Hymne an die Madonna, die eben durch diesen vortrefflichen Vortrag über ihre musikalische Wichtigkeit erhoben ward; dagegen erschien uns der Vortrag des Notturmo (1. Act): „Durch die Thäler“, zu geschleppt. Das Spiel war angemessen; nur das plötzliche, ungestüme Wesen bei der Stelle: „So laß uns flieh'n“, erschien zu unvermittelt und gemacht, darum die Einheit störend. — Frä. Thiele (Leonore) erschien heute etwas indisponirt; die Stimme war nicht gleichmäßig klangvoll, an einzelnen Stellen matt, auch ward die sichere Intonation ihr heute schwer, was wir sonst nie bemerkt. Die junge Künstlerin schien nur mit Anstrengung ihre Partie durchzuführen, was sich namentlich in ihrer großen, zweckmäßig gekürzten Arie (2. Act): „Seid meiner Sonne stille Zeugen“, wie in der nicht sauberen Coloratur und dem fast immer mißlungenen Triller bemerklich machte. Im ersten Theile der Arie vermißten wir die hier so unumgänglich notwendige Begeisterung der Freude, im zweiten Theile die leichte Grazie, welche Text und Musik für den Vortrag unbedingt fordern. Doch erkannte das Publikum die Anstrengung der Künstlerin durch Hervorruf bei offener Scene nach dieser Arie an. — Je mehr wir Hr. Räder's Bemühungen um eine charakteristische Darstellung des Malvolio, die auch an einzelnen Stellen, namentlich in dem so schwierigen stummen Spiele während der Hymne, nicht ohne erfreulichen Erfolg blieben, anzuerkennen haben, um desto mehr müssen wir doch bedauern, daß durch einen Mißgriff der Regie ihm diese Rolle zugetheilt war. Das ist keine Buffopartie, sondern eine nur humoristische, deren etwaige Komik allein in der Situation liegt; und wenn nun Hr. R. nicht selten (wir erinnern an sein erstes Auftreten und den Vortrag des Anfangs in seinem Duette, wie an den outirten im Trinkliede und den in's Possenhafte verzerrten seines Verses im Wechselgesange, so wie an sein, sonst von richtiger Intention ausgehendes, aber unwillkürlich in das Niedrigkomische fallendes stummes Spiel während des Liedes von Salvator Rosa) in seine sehr gewöhnlichen Pazzi versiel, als spielte er im „Weltumsegler“ oder ähnlichen Possen, so ist das bei Weitem weniger ihm, als der Regie zur Last zu legen, welche in offenerbarer Verkennung des Charakters, diese

Partie ihm zugetheilt. Daß seine Leistung, und meist in ihren mißlungensten Theilen, mit lautem Beifalle aufgenommen ward, zeugt für den Mangel des Verständnisses Seitens des Publikums. Vielleicht ist's Hr. R. möglich, die seine Grenzlinie noch mehr festzuhalten — gewiß ein Vortheil für ihn und die Partie! Was ihm aber nicht möglich, ist: seiner Stimme mehr Klang zu geben, und wir haben es mit einer cantabeln Partie zu thun; dieser Mangel aber trat wahrhaft störend in dem Terzettino (3. Act): „Ruhig! Leise!“, hervor, das musikalisch durchaus mißlang, zumal auch Hr. Risse's (Bassi) Stimme allen Klanges, aller Sonorität entbehrt, während wir auch bei ihm das Streben anzuerkennen haben, im Spiele nach Möglichkeit billigen Anforderungen zu genügen. Hr. Behringer's Leistung als Barbarino muß in Gesang und Spiel als angemessen und tüchtig eingreifend bezeichnet werden, wenn auch im Vocalterzettino: „Ruhig! Leise!“, die Stimme nicht zu voller Wirkung kam, was wir auch vom Trinkliede sagen möchten, dessen Tempo uns etwas zu schnell, somit die Behaglichkeit störend, dünkte. — Die Mise-en-scène zeugte von Sorgfalt und Fleiß, nur hätte der Venetianische Carnevals-Mummenschanz im ersten Acte wohl etwas brillanter und geschmackvoller sein dürfen. Chöre und Orchester waren tüchtig, und einige leichte Schwankungen gingen, unter Reiffiger's Leitung, ohne Störung vorüber. Der Beifall des sehr zahlreichen Publikums war ungemein lebhaft; man war in sehr guter Stimmung, darum wählte man nicht lange: Applaus fehlte keiner Nummer, und Hervorruf der Darsteller nach dem 2. und 3. Acte konnte ja da nicht ausbleiben.

B. J. C. C.

#### Repertoire.

Juli. 17. und 18. Lucrezia Borgia. Oper. Orsino, Frä. Schwarz, vom k. k. ständisch. Theater in Prag, als Gast. Siehe oben. — 19. Violinconcert des Hrn. Kiesewetter aus Hannover. — Der Puls. — Der beste Ton. Leopoldine von Strehlen, Frä. Herbold, als Gast. Siehe oben. — 20. Zum ersten Male: Alessandro Stradella. Oper. Siehe oben.

## Feuilleton.

Der fünfte constitutionelle Landtag Sachsens wird in der ersten Hälfte des nächsten Septembers beginnen. Wir hoffen zuversichtlich, die Kammern werden über

manche Vorgänge der jüngsten Vergangenheit von der Regierung die Auskunft erbitten, die zu verlangen ihnen verfassungsmäßig zusteht. Zu derartigen Gegen-



ständen dürfte vor Allem die Anleihe gehören, die dem Lande um so unerwarteter gekommen sein muß, je mehr bisher immer von unseren glänzenden Finanzverhältnissen, von großen Ueberschüssen und Steuererlassen die Rede war; ferner der von dem Finanzministerium ohne directe Veranlassung vorgenommene Kauf des Hesseschen Hauses in Dresden um einen beispiellos hohen Preis; ferner die Angelegenheiten der deutsch-katholischen Kirche, die Annaberger katholische Kirchen- und Jesuiten-Angelegenheit, die Maßregeln in den Freiburger Akademie-Wirren, die Censur-Verschärfungen u. s. w. Alles Gegenstände, für welche das Land besonders von der Volkskammer dieselbe entschiedene Sprache erwartet, die den letztverflossenen Landtag ehrenvoll auszeichnete.

Der so eben von einer unserer elegantesten Galanteriehandlungen, Kresner & Boisin (Schloßgasse, Hôtel de Pologne), ausgegebene topographische „Miniatur-Plan von Dresden“ wird sicher besonders allen zu uns kommenden Fremden, die sich schnell und ohne fremde, kostspielige Hülfe in der Stadt orientiren und ihre Geschäfte besorgen wollen, äußerst willkommen sein, da er, mit einer kleinen Hand zu bedecken, ebenso elegant im Aeußern, als speciell genau und richtig in der topographischen Ausführung gearbeitet ist.

In Preußen sollen die Gehalte der von dem Ministerium zu vergebenden Pfarrstellen künftig nicht unter 400 Thlr. betragen. Ein äußerst löblicher Entschluß, wollte man ihn verhältnismäßig nur auch auf die armen, gedrückten Volksschullehrer ausdehnen, die, so Wichtiges in ihren Händen haltend, in Preußen und Sachsen in der Regel kaum den allernöthigsten Unterhalt haben.

Der berühmte Fagottist Gebauer, Mitglied des Conservatoriums von Paris, ist daselbst in hohem Alter gestorben.

In der Arnoldischen Buchhandlung zu Dresden ist eine an die Abgeordneten der großherzogl. badenschen zweiten Kammer, die Herren von Ißstein und D. Hecker, gerichtete Adresse, der wir von Herzen recht viele Unterschriften unserer Mitbürger wünschen, zur Unterzeichnung ausgelegt.

Für den Gottesdienst der Deutschkatholiken Dresdens ist von den dasigen Stadtverordneten vorläufig auf

drei Jahre aus städtischen Cassen ein jährlicher Zuschuß von 300 Thalern einstimmig bewilligt worden.

Das Thonmodell der für die Stadt Prag bestimmten kolossalen Statue Kaiser Karl's IV., deren Anfertigung Hänel in Dresden übernommen, ist nunmehr vollendet und der Gipsguß bereits begonnen. 20.

Der Musikverein in Hamburg hat vor Kurzem den früher angekündigten silbernen Lorbeerkranz der Leiche Weber's nachgeschickt. Er ist massiv und ausgezeichnet schön gearbeitet, mit der Inschrift: „Dem Andenken C. M. v. Weber's der Musikverein in Hamburg.“ Er schmückt jetzt die Todtenmaske des verstorbenen Meisters. 25.

Theater in Paris. Im Jahre 1807 bestanden in Paris zehn Theater, bei einer Bevölkerung von 580,000 Seelen; im Jahre 1841 sechzehn Theater, bei einer Seelenzahl von 935,000. Die Einnahme der Theater betrug 1807: 3,652,000, im J. 1841: 8,829,000 Franken; während also die Zahl der Bevölkerung sich noch nicht verdoppelt, war die Theatereinnahme beinahe um das Dreifache gestiegen. Fast die besten Einnahmen machen die ephemeren, nur an großen Festtagen auftauchenden Volkstheater, wie solche z. B. auf dem Plage an der Barrière du Trône zu Ostern jedes Jahres während der Foire au pain d'épices erstehen, und die zwei Arten von Vorstellungen geben, nämlich die à la séance, welche eine Stunde dauern und à Person 50 Cent. kosten, und die Vorstellungen entre-sort, welche für die Person nur 10 Cent. kosten, bei denen indeß der Zuschauer zu einer Thür hineintritt, während des Hindurchgehens auf die Bühne sieht, und zur gegenüberliegenden Thüre wieder hinausgeht. Gewiß außerordentlich bescheiden! Und doch beliefen sich die Einnahmen dieser kleinen Theater auf dem genannten Plage allein während der drei Ostertage dieses Jahres auf mehr als 36,000 Franken. 18.

Ein unschuldiger Syriker — auch ausgewiesen. Ernst Dronke, geboren in Coblenz, welcher um das Bürgerrecht in Berlin eingekommen war, hat nicht nur abschlägigen Bescheid, sondern außerdem die Weisung bekommen, Berlin binnen 8 Tagen zu verlassen. —

Am 3. Juli wurde das 25jährige Amtsjubiläum des um das Volksschulwesen so hochverdienten Seminar-directors D. F. A. W. Diesterweg (in Berlin) gefeiert. 19.